



Mama Karembu

Ich habe eine Schule in Kenia...



Die Geschichte der Entstehung der Kilifi Vonwald School.

Für die Menschen, die ich liebe.







Inhaltsverzeichnis



Vorwort	10	Burnout, Trennung und	144
Die Anfänge	13	der Start zum Sozialen Wohnbau	
Erste Schritte	18	Mädchen plus Buben gleich Aufklärung	158
Erstes Treffen mit Mr. Karani	21	Aus dem Schulalltag	165
Richard Karani	25	Schule mit Öffentlichkeitsrecht	171
Maismehl und Bohnen	30	Nellys Geschichte	175
oder die ersten beiden Jahre		Ohne Verwaltung	180
Betrug und Trennung	30	Nicht nur Geld	186
Einfach mal ein Grundstück kaufen	45	Kann ich Ihnen Kleidung mitgeben?	192
Stein auf Stein	51	Beruf Palmweinverkäuferin	1
Das kenianische Schulsystem	62	Überleben	196
Mama Karembo	72	Viel erreicht und ganz viel vor	199
Wie sagt man »Guten Tag«	80	Nachwort	206
Gegen den Hunger	83		
Die Haare müssen ab	86		
GAPEKA entsteht	88		
Tsamas Geschichte	93		
Unterwegs auf drei Rädern	98		
Leben und Sterben	101		
Die Sache mit dem Brautpreis	107		
Nicht ohne Handy	111		
Krank sein in Kenia	114		
Baustelle Schule	116		
Am liebsten alle oder wer darf zu uns	123		
Ein Findelkind	128		
Großmutter Kache erzählt	130		
Land der Großmütter	133		
Familienbesuche	136		





Patrick



Baraka



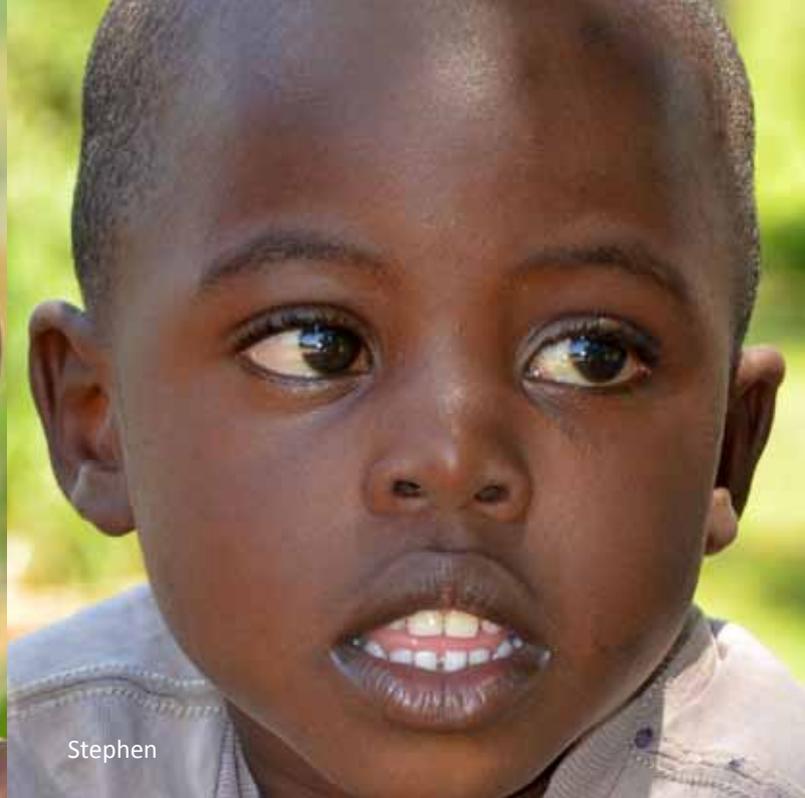
Sofia



Deborah



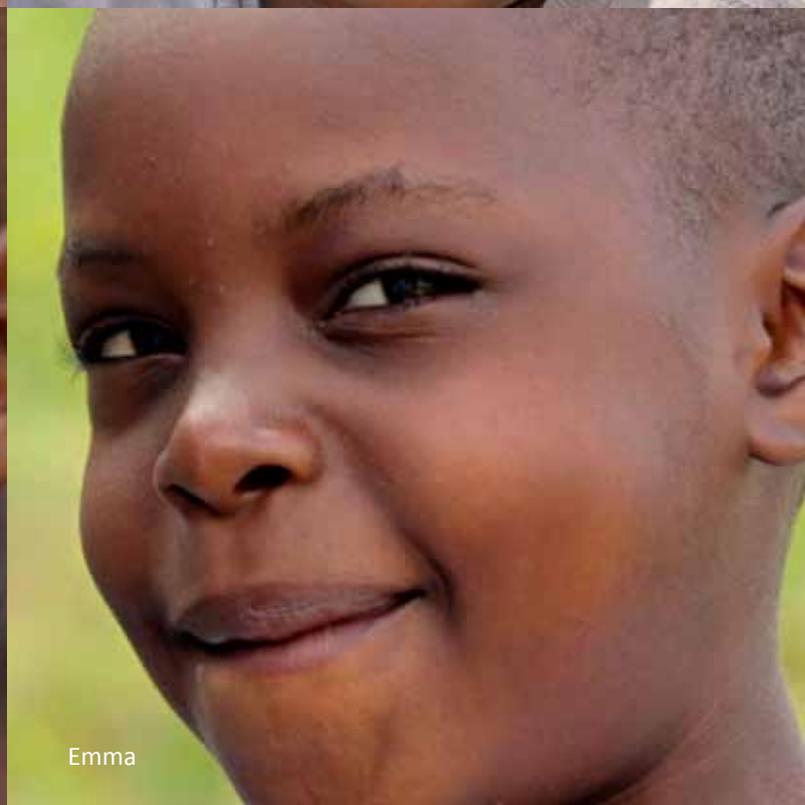
Rita



Stephen



Betty



Emma

Vorwort

Wann immer ich in den letzten Jahren in irgendeiner Runde mein Hilfsprojekt Harambee erwähnt habe, kam recht schnell die immer gleiche Frage »Wie kommt man dazu, sowas zu machen? Wie hat das eigentlich alles angefangen?« Und wenn ich dann erzählte, kam irgendwann der Satz »Da müssen Sie aber unbedingt mal ein Buch drüber schreiben«. Irgendwann, ja, wenn ich denn ein Stück weiter sein, die Schule fertig sein würde. Fertig? Ist solch ein Projekt jemals fertig? Wohl kaum. Aber heute, während ich diese Zeilen in meinen Laptop tippe, kann ich wenigstens sagen: wir haben ein gewaltiges Fundament geschaffen. Ja, man kann sagen, der erste große Abschnitt der Schule ist fertig gestellt. Und daher traue ich mich jetzt »drüber«. Ich möchte von den Anfängen erzählen. Was bringt eine nicht mehr ganz taufrische Person, weiblich, keineswegs vom Leben frustriert oder unbefriedigt, nicht auf der Suche nach einem Hobby, weil die Langeweile zu groß wäre, auch nicht reich und dadurch vielleicht voller schlechtem Gewissen, was also bringt so eine Person dazu, 6000 Kilometer von daheim eine Schule zu bauen? Und nicht nur eine Schule. Ich möchte aber auch Geschichten erzählen, Alltagsgeschichten aus einem Land, das viele, wenn überhaupt, nur von Safaris kennen. Und möchte damit den wundervollen kenianischen Müttern und Großmütternein kleines Denkmal setzen, etwas von der Gelassenheit und Freude transportieren, die trotz aller Armut und allem Leid in so vielen dieser Menschen steckt. Oder um es mit dem Schriftsteller Mankell zu sagen: »Wenn wir uns am Bild der Massenmedien orientieren, lernen wir heute alles darüber, wie Menschen in Afrika sterben, aber nichts darüber, wie sie leben.« Neben dem geschriebenen Wort sollen auch die Fotos dazu beitragen, nicht nur das Projekt sondern auch die Menschen dahinter zu verstehen. Und da ich mich nicht entscheiden konnte, Bildband oder Textbuch, wurde es eben beides.

Und wie es sich für ein Vorwort gehört, möchte ich mich bedanken bei einigen Menschen, ohne die wir heute mit dem Projekt nicht da wären, wo wir sind. Bei meinen Töchtern Johanna und Julia, die »Mamas Spleen« von Anfang an unterstützt haben und keine Angst hatten, dass ihre Mutter das Erbe durchbringt. Bei meinem Mann Peter, der – auch wenn er sich zwischendurch immer wieder mal ausklinkt – doch hinter mir steht und verstanden hat, dass es mich ohne Harambee nicht mehr gibt. Bei Richard Karani, meinem Manager in Kenia, meinem Freund und Gefährten, ohne den ich nicht einmal auch nur einen einzigen Stein bewegt hätte. Bei Tsama, der erst relativ kurz in unserem Projekt ist, jetzt Manager unserer



registrierten NGO in Kenia, voller Energie und Liebe zu seinem Volk. Bei Nelly, nicht nur eine der großartigsten Lehrerinnen, die ich je erlebt habe, sondern inzwischen eine tolle Direktorin unserer Schule und meine Freundin. Bei allen Helfern hier in Wien im Büro, die mit viel Liebe und Phantasie an diesem Projekt arbeiten, viel von ihrer Freizeit investieren und schon genauso vom afrikanischen Fieber befallen sind wie ich. Danke an all die Menschen, die mich und dieses Projekt unterstützen, mit monatlichen Patenbeiträgen oder auch mehr, mit Lob und Zuspruch, mit tollen Aktionen voller Kreativität. Vor allem den Freunden und Geschäftspartnern der Anfangszeit möchte ich danke sagen. Heute ist es vielleicht einfach, begeistert zu sein. Vor sieben Jahren, als ich mit ein paar hundert Euro in der Tasche begonnen habe, musste man wirklich glauben, dass da was entstehen würde.

Danke, dass ihr alle meine Vision geteilt habt und es noch tut.

Danke aber auch für die Zweifler, die Neider, diejenigen, die ganz schnell mit einem Urteil bei der Hand waren von »Warum tust du dir das an« über »Du wirst viel Geld verlieren, sind doch alles Betrüger« bis hin zu dem ewig gleichen oder ähnlichen idiotischen Satz »Warum muss es denn unbedingt Afrika sein, wir haben doch hier auch genug Armut«. Diese Kritiker haben mich stärker gemacht, man könnte auch sagen, sturer. Einige sind später »über gelaufen«, waren ja immer schon überzeugt davon, dass ich es schaffen werde. Man kennt das. Zuerst wird man belächelt, dann bekämpft, irgendwann bewundert. Man muss nur dran bleiben. Danke an diejenigen, die so fleißig all meine Ergüsse Korrektur gelesen haben. Da ich deutsche Wurzeln habe, aber seit fast 40 Jahren in Österreich lebe, hab ich wohlweislich deutsche und österreichische Freunde darum gebeten, und da ging es heiß her. An alle Leser, sollten Sie das eine oder andere österreichische Wort finden, das uns entgangen ist, ich hoffe, Sie verstehen es trotzdem.

Und da ich ein christlicher Mensch bin, sei es mir erlaubt: Danke auch, dass es jemanden gibt, größer als ich, der ganz offenbar seine Hand über dieses Projekt hält und mir in Momenten der Angst zur Seite steht.

Und nun zur Frage – wie hat es denn eigentlich begonnen?



Bauernhof in Werther
(ja, dort wo die Zuckerln herkommen)

So fing alles an...



»Ich hatte eine Farm in Afrika« – so beginnt der berühmte Roman der Karen Blixen (als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Tania Blixen bekannt), nach dem später der Film »Jenseits von Afrika« entstanden ist.

Wenn ich heute mit Menschen ins Gespräch komme, wandle ich diesen Satz meistens ab und erwähne so beiläufig »ich habe eine Schule in Afrika«. Und dann warte ich auf die Reaktion. Manchmal dauert es einen Moment, bis der Inhalt bei meinem Gegenüber angekommen ist, dann folgt meistens halb-interessierte Anteilnahme, weil man sich vorstellt, »wieder so eine Verrückte, die ein paar Kinder unter einem Baum durchfüttert«. Da man nicht unhöflich sein will, kommt dann die Frage: »Ach ja, interessant, wie viele Kinder betreuen Sie da?« Wenn ich dann heute, im Jahr 2013, antworte: »Derzeit fast 600«, merke ich, wie sich im Gesicht des Gesprächspartners etwas verändert. Manche fallen fast vom Sessel, anderen bleibt der Mund offen stehen. Also doch nicht nur ein paar Kinder unter einem Baum. Ja, und dann kommt sie, die immer gleiche Frage nach dem Beginn, vor allem aber nach der Motivation. »Wie kommt man dazu, so ein Projekt zu starten?« Um meine Motivation zu erklären, muss ich mich erklären und dazu auch durchaus zurückgehen in meine Kindheit.

Ich bin in sehr einfachen Verhältnissen bei meinen Großeltern aufgewachsen, auf einem Bauernhof in Werther (ja, dort wo die berühmten Bonbons herkommen), in den ersten Jahren ohne fließendes Wasser mit einem Ziehbrunnen und bis zum Tod meiner Großeltern mit altmodischem Plumpsklo ohne Wasserspülung. Diese einfachen Dinge erlebe ich heute auch in Afrika, und sie sind mir tief in meinem Inneren wohl noch immer vertraut. Man kann sagen, die ersten Jahre meiner Kindheit erinnern stark an die Bücher von Astrid Lindgren, und diese wundervolle Zeit hat wohl ein Fundament gelegt, das man Vertrauen ins Leben nennen könnte. Später, während der Schulzeit, hab ich die Entdeckerbücher aus der Bibliothek meines Vaters verschlungen und hier vor allem immer wieder Afrika – Livingstone, zu den Quellen des Nils, Viktoriasee und Timbuktu, klingende Namen voller Faszination. Dann mit 9 Jahren Albert Schweitzers »Lambarene«. Kann man Albert Schweitzer lesen, ohne dass diese Sehnsucht entsteht, etwas zu bewirken? Nun, ich konnte es nicht. Mit 13 war ich Mitglied bei Amnesty International

und daneben aktiv im Tierschutz. Gegen Ende der Schulzeit kam dann eine länger dauernde Periode, in der die Judenverfolgung mein Thema war, Entstehung des Staates Israel, wie konnten Menschen das alles zulassen. Meine Bibel damals war, Peter Weiss, »Die Ermittlung«. Mein größter Wunsch, einige Monate in einem Kibbuz zu arbeiten. Aber wie sagte schon John Lennon so treffend? »Leben ist das, was dir passiert, während du gerade andere Pläne machst.« Stattdessen ging es der Liebe wegen nach Wien, zuerst die Liebe zu einem Mann, schon bald aber die Liebe zu dieser Stadt. Kinder, Beruf, das übliche Leben halt.

Was immer blieb, war das Gefühl, etwas tun zu müssen, über den eigenen Tellerrand hinauszuschauen. Sehr oft wird dies als Helfersyndrom bezeichnet, meistens ein wenig abschätzig, solche Verrückten muss es halt auch geben. Was mich betrifft, würde ich es aber anders beschreiben. Ich sage oft, mir fehlt ein Gen. Das »Weg-schau-Gen«. Ich kann nicht still und stumm daneben stehen, wenn ich Ungerechtigkeit sehe, das konnte ich nie. Wenn mir was nicht passt, mache ich den Mund auf, wichtiger aber, ich mag es, zu handeln, anzufangen. Es stört mich nicht unbedingt, wenn mich nicht alle Menschen mögen, mein Bedürfnis nach Harmonie um jeden Preis ist nicht so groß, das macht vieles leichter. Und dann will ich helfen, möglichst sofort und ohne viel nachzudenken.

Ich halte es für ein großes Privileg, in dieser Hälfte der Welt und in dieser Zeit geboren worden zu sein, aber ist das mein Verdienst? Nein, es hätte auch die Hütte in Afrika sein können. Und da die Einfachheit meiner Kindheit immer noch in mir nachklingt, bin ich nicht so empfänglich für jeden Luxus und jede neue Spielerei, brauche also für mich nicht so viel an Konsumgütern. Vieles, was anderen Menschen wichtig ist, hat in meinem Leben keinen Stellenwert, und ich hab ein ausgesprochen gestörtes Verhältnis zu Eigentum. Ein eigenes großes Haus mit Garten käme auf der Beliebtheitsskala





gleich nach einer frei laufenden Vogelspinne, ich sehe nur die Unfreiheit. Und wenn ich Geld habe, habe ich das Bedürfnis, es zu teilen, irgendwie. (Ich hoffe sehr, dass ich jetzt keine Bettelmails ohne Ende bekomme.) Geld zu horten nur für mich, würde mich nicht befriedigen, da würde mir meine Arbeit keinen Spaß machen.

Ich denke, diese leicht verrückten Charaktereigenschaften waren die Voraussetzung für das, was dann viele Jahre später in einem Dorf in Kenia begonnen hat.

Aber zunächst habe ich mich natürlich ganz klassisch ausgetobt, indem ich sofort, als ich mit 18 mein erstes eigenes Geld verdient habe, eine Patenschaft übernommen habe. Im Laufe der Jahre habe ich so einige Organisationen kennen gelernt, Terres des Hommes, World Vision, Menschen für Menschen, Plan. Und immer wieder war da der Wunsch, mehr zu tun, als nur einmal monatlich Geld abzuliefern und dann einmal im Jahr einen Brief oder ein Foto zu erhalten, zumal ja bei keiner dieser Organisationen dann das Geld diesem einen Kind zukommt. Das niedliche Kind ist sozusagen der Werbeflyer, jedes Kind hat mehrere Paten, alles kommt in einen Topf, und es wird dem Dorf geholfen. Gießkannenprinzip, nur eben als Hilfsprogramm. Ich wollte mich engagieren, mich einbringen, aber das kommt bei einer großen Organisation meistens nicht so gut an. Heute, da ich weiß, wie anstrengend es ist, die vielen Wünsche aller Spender und Paten unter einen Hut zu bringen, die vielen Meinungen und Fragen, bin ich in meinem Urteil wesentlich milder und kann vieles verstehen, damals war es absolut unbefriedigend. Und in meinem Kopf hatte ich das feste Ziel, irgendwann mache ich was Eigenes. Etwas, wo ICH die Regeln bestimme. Mein Geld, meine Ideen, Menschen, die sich engagieren dürfen und viel Infos bekommen, Transparenz in jeder Beziehung und das Gefühl, Teil des Ganzen zu sein, vor allem aber, keine Verschwendung, keine Verwaltung, kein aufgeblähter Apparat, wo man es als einzelner Spender nicht mehr schafft, über die Sekretärin der Sekretärin hinauszukommen. Und in meinem Kopf war immer die Zahl 50. Mit 50 Jahren wollte ich soweit sein.

Nun, da ich eher der ungeduldige Typ bin, war es schon mit 48 soweit.



Begonnen hatte aber alles im Touristen-Modus. Mein Mann und ich leisteten uns im Dezember 2004 einen dreiwöchigen Keniaurlaub. Peter war dort schon einmal vor Jahren, schwärmte sehr von Sonne, Sand, Meer und einer tollen Safari, ja, das wollte ich gern erleben. Und neben Safari und Pool wollte ich ein wenig vom Land sehen, vor allem viele Kinder fotografieren. Ich erinnere mich noch, dass wir mit einem zweiten Paar, sie Kenianerin, er Deutscher, einen Jeep mieteten

und einfach landeinwärts fuhren, als Hilfsmittel eine alte Militärkarte, auf der auch die kleinen Wege eingezeichnet waren. Schon bei diesem ersten Ausflug faszinierte mich das Licht, die rote Erde, das viele Grün. Felder mit Sisalpflanzen hielt ich ganz klassisch wie jeder Tourist auch zuerst für Ananas, und ohne jede Ahnung tappten wir in kleine Dörfer und wollten Kinder fotografieren, was uns leider meistens verweigert wurde, oder man hielt die Hand auf und wollte Geld. Hätte ich damals schon gewusst, wie viele Kinder ich im Laufe des Projektes mal ablichten würde, hätte ich mich nicht so angestrengt.

Über diese Kenianerin, mit der ich mich für den Rest des Urlaubes anfreundete, lernte ich auch zum ersten Mal die Wohnverhältnisse einiger Menschen kennen. Nein, nicht die typischen Lehmhütten, sondern ein gemietetes Zimmer in einem Steinbau, wie ich es später noch oft sehen würde, und welches der Grund für das spätere Social Living Projekt werden sollte. Wohl gemerkt, nicht die totale Armut, es gab ein Bett, Möbel, irgendwo Wasser, aber trotzdem – unverputzte Wände, sehr dunkel, man ahnte das Ungeziefer. Später sollte ich wesentlich schlimmere Behausungen kennen lernen. Nach drei Wochen fuhr ich heulend nach Hause, das afrikanische Fieber hatte mich gepackt, wurde aber für weitere zwei Jahre gut verschlossen irgendwo in einem eigenen Raum meiner Seele eingelagert. Dann kam ein Abend Anfang September 2006, Peter war schon im Bett, ich zappte mich durch die Programme und hörte plötzlich eine Sprache, die mir vertraut vorkam, obwohl ich damals noch



nicht so wie heute Swahili lernte. Aber es war Swahili, ich drehte den Ton lauter und war gefangen in einer Geschichte, die in Mathare, neben Kibera der zweitgrößte Slum von Nairobi, spielte. Es ging um ein Filmprojekt, bei dem eine Familie ein Jahr lang begleitet wurde bei ihrem Kampf ums Überleben. Ich erinnere mich nicht an Einzelheiten, nicht an den Titel, nur eines blieb mir im Gedächtnis und ließ mich in dieser Nacht nicht schlafen, die letzte Szene. Ein Mädchen, ungefähr 9 Jahre alt, das am Ende so gern weiter in die Schule gegangen wäre, aber es fehlte das Geld für eine Schuluniform. Sie ging weiter hin, jeden Tag, die Lehrer ignorierten sie, sie durfte keine Prüfung ablegen, zum Schluss musste sie zuhause bleiben. Und dann wurde eingeblendet, um welchen Betrag es eigentlich ging – ganze 9 Euro im Jahr! Natürlich weiß »man« so etwas, wenn man es nur wissen



will, dass man mit dem Gegenwert von drei Coffee-to-go ein Menschenleben verändern könnte, helfen könnte, etwas bewirken könnte. Man weiß es, ganz kurz kommt es einem in den Sinn, und dann ist der Alltag zurück, man hat es wieder vergessen. Aber an diesem Abend, in dieser Nacht konnte ich es nicht mehr vergessen. Ich konnte nicht mehr überhören, dass ich gerufen wurde, dass ich angesprochen wurde, dass ich gemeint war, nicht die Regierungen, nicht die Mächtigen dieser Welt, nicht irgendeine Hilfsorganisation. Ich! Worauf wollte ich eigentlich warten? Ich lag die halbe Nacht wach, voller Zorn über die Ungerechtigkeit dieser Welt und mit dem festen Entschluss – ich werde etwas verändern, nicht irgendwann, nicht nächste Woche oder nächstes Jahr, gleich morgen! Und »morgen«, das war der 5. September 2006!

Erste Schritte

Natürlich könnte ich jetzt behaupten, ich hätte schon damals gewusst, dass ich einmal eine Schule in Kenia haben würde, zumindest würde es gut klingen. Aber so war es natürlich nicht. Ich wollte etwas tun. Ich wollte etwas in Afrika tun und möglichst in Kenia, weil es dort einerseits viel Armut gibt, es andererseits aber für jemanden aus Europa möglich ist, bei einem Urlaub direkt vor Ort etwas zu tun. Vielleicht ist Armut in Äthiopien oder Somalia noch grausamer, aber für diese Länder habe ich mich einfach zu alt gefühlt, nicht abenteuerlustig genug.

Am Tag 1 nach meiner in der Nacht getroffenen Entscheidung ging es erst einmal darum, mir selbst über einige Dinge klar zu werden. Ich erinnere mich, dass ich einerseits wie in Trance war, andererseits aber so voller innerer Energie, als würde ich unter Drogen stehen. Und wenn ich es mir so recht überlege, hielt dieser Zustand einige Jahre an, was vor allem für meine unmittelbare Umgebung etwas befremdlich war. Ich wollte zu diesem Zeitpunkt keinen Verein. Nichts gegen Vereine, aber ich bin nicht so der Teamplayer und wollte erst einmal selbst entscheiden und mir darüber klar werden, wo die Reise hingehen würde, ohne andere Menschen mit hineinzuziehen.

Ich wollte auch zunächst einmal vorwiegend mein eigenes Geld einsetzen, nicht gleich das Geld anderer Leute. Nur, genau daran mangelte es zu diesem Zeitpunkt. Man stellt sich bei solch einem Projekt immer vor, dass dahinter irgendwelche Society-Ladys stehen, die ihr Vermögen oder - häufiger - das Vermögen ihres Mannes ausgeben. Damit konnte ich nicht dienen. Gerade im Jahr 2006 ging es mir finanziell alles andere als gut. Nach einer Tumoroperation und einem Firmenkonkurs war ich beruflich gerade erst dabei, mich wieder neu zu finden, mir etwas aufzubauen, und ehrlich gesagt, konnte ich genau genommen nicht einmal 1000 Euro entbehren. Aber ich habe schon seit sehr langer Zeit einen Leitspruch in meinem Leben, den ich auch an meine Kinder, meine Kursteilnehmer, an Ratsuchende weitergebe:

»Lass niemals einen Traum am Geld scheitern. Wenn der Traum groß genug ist, kommt auch das Geld« – oder die Idee dazu. Und diese Idee kam mir auch gleich am ersten Tag.

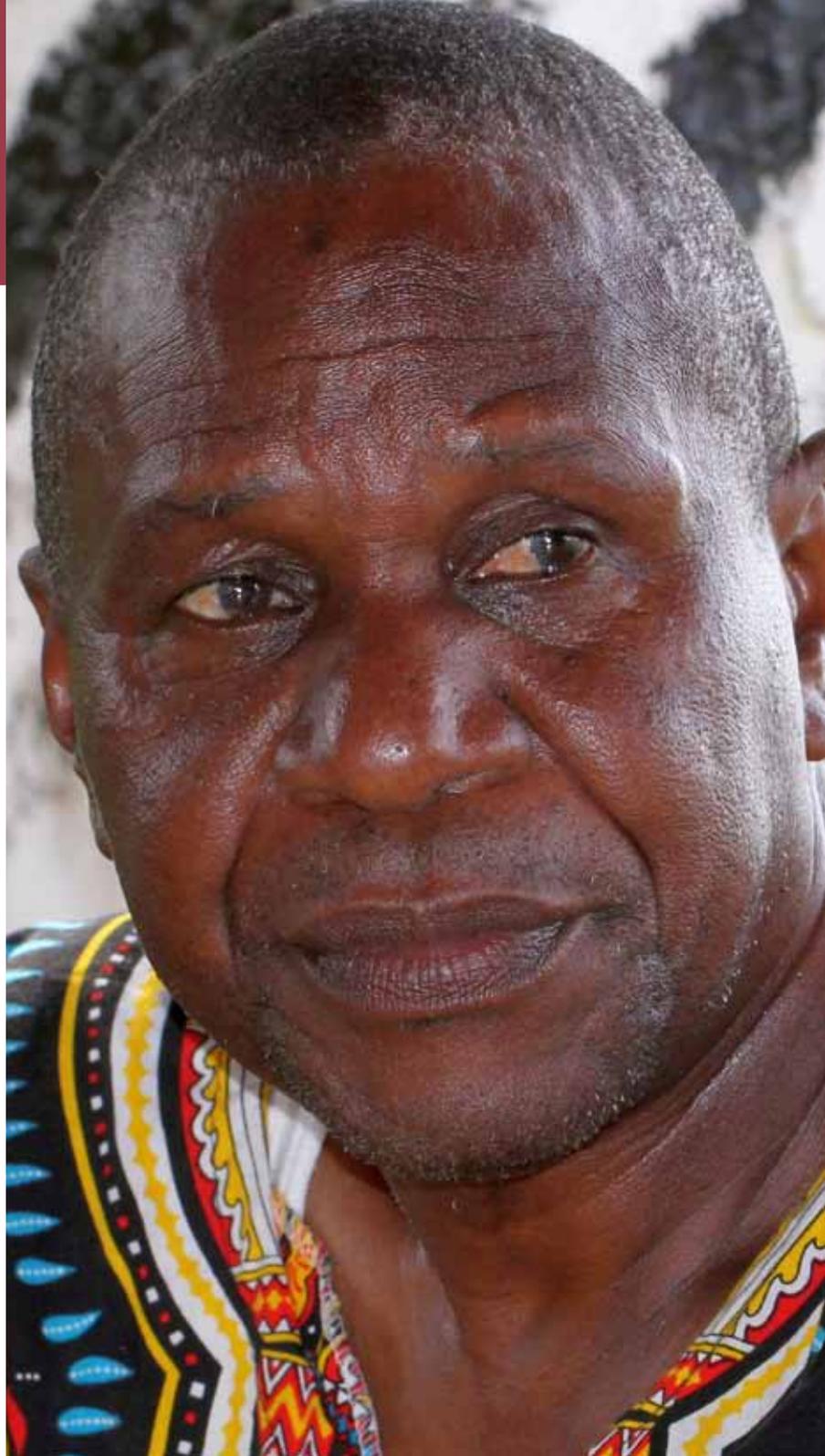


Ich hatte zu diesem Zeitpunkt schon seit über einem Jahr einen Newsletter herausgegeben. Gesundheitstipps, komplizierte medizinische Vorgänge so ausgedrückt, dass sie der Laie verstehen kann. Dieser Newsletter hatte mir zusammen mit meinen bis dahin erschienenen Büchern einen gewissen Bekanntheitsgrad verschafft und den Empfängern – ich wusste, dass er immer viele hundert Male weitergeleitet wurde – bei ihren jeweiligen Geschäften sehr geholfen. Diesen Newsletter hatte ich bisher gratis zur Verfügung gestellt. Meine Überlegung war, wenn mir in Zukunft jeder Empfänger ein paar Euro im Jahr dafür zahlen würde, könnte ich dieses Geld dafür nehmen, einigen Kindern in Kenia den Schulbesuch zu ermöglichen. Und zusätzlich wollte ich selbst das eine oder andere Kind privat unterstützen. Das alles unter einem Namen, den man vielleicht später auch irgendwie bewerben könnte, eine Homepage, ein Konto, fertig. Nichts Großes also.

Als erstes galt es nun, einen Name zu finden, und wie es der Zufall so wollte, war an diesem Tag ein Werbefolder der Organisation »Plan international« in der Post. Unter anderem las ich dort das Wort »Harambee« und nach ein wenig googeln die Erklärung dazu, »Lasst und gemeinsam etwas bewegen«. Leider hatte mir Google dazu nicht die Erklärung geliefert, dass dieser Begriff »Harambee« IN Kenia nur für staatliche Organisationen oder Veranstaltungen benutzt werden darf, was uns später, als wir das Ganze in Kenia registrieren lassen wollten, sehr behindert hat. Dazu später mehr.

Harambee also. Meine Tochter war so großartig, mir noch am gleichen Tag eine erste einfache Homepage zu basteln, meine Bank stellte mir ein zweites Konto zur Verfügung und meine erste Email an alle meine Newsletter-Empfänger ging hinaus. Und da ich nicht die Absicht hatte, das Rad neu zu erfinden, machte ich mich im Internet auf die Suche nach irgendeiner kleinen privaten Organisation, die schon in Kenia tätig war. Und wurde fündig, sogar in Österreich und – wieder wohl kein Zufall – in genau der Gemeinde, in der mein Mann und ich kurz darauf ein Wellness-Wochenende geplant hatten. Ein kurzer Anruf, und ein Treffen zwei Wochen später wurde vereinbart. Inzwischen trudelten die ersten Antworten auf meine Email herein, und die waren durchwegs positiv. Die, die mich für eine absolute Spinnerin gehalten haben mochten, die haben sich wohl erst gar nicht gemeldet, daher waren alle Antworten positiv, wie schön.

Viel war es nicht, aber das hatte ich auch nicht erwartet, ein Anfang eben, und jetzt musste ich mich darum kümmern, welche vorhandenen Strukturen ich nutzen könnte – auf nach Tirol, mal sehen, was dieser Verein schon auf die Beine gestellt hatte. Kilifi hieß der Ort, an dem sie tätig waren. Nie gehört, aber ich würde mich schlau machen.



Erstes Treffen mit Mr. Karani



24. November 2006 – Peter und ich sitzen im Flieger nach Mombasa, diesmal nicht nur als Touristen, sondern mit jeder Menge Übergepäck voller Hilfsgüter. Dazwischen lag ein Abend mit langen Gesprächen mit dem Obmann dieses Tiroler Vereins, dem ich mich - eigenständig in der Organisation - anschließen wollte. Alles klang sehr stimmig, es gab vor Ort einen Mitarbeiter, den ich jetzt treffen und der mir alles zeigen würde. Alles, das waren inzwischen auch schon erste Patenschaften, mein erstes »eigenes« Patenkind inklusive. Ich hatte mir aus dem »Bilderbuch« des Tiroler Vereins ein kleines Mädchen ausgesucht, Sifa, noch nicht einmal ganz drei Jahre alt, Wohnort Tezo. Hinter jedem der Kinder stand irgendeine Ortsbezeichnung, laut Angabe meines neuen Tiroler Partners einfach Ortsteile von Kilifi, auch hier sollte ich später, nachdem ich mehr Einblick hatte, merken, wie hinderlich es sein würde, dass viele Kinder so weit verstreut in vielen Dörfern um Kilifi herum wohnten.

Innerhalb der wenigen Wochen hatten sich aber auch Freunde, Kunden und Kursteilnehmer angeschlossen, die ebenfalls Patenschaften übernommen hatten, und alle diese Kinder würde ich jetzt besuchen. Eine zweite Organisation hatte ich auch gefunden, ein deutsches Ehepaar, das in Kilifi ein Waisenhaus für rund 25 Kinder gebaut hatte. Der Internet-Kontakt war durchaus positiv, auch hier wollte ich vorbeischauchen. Und natürlich musste ich das Ganze »daheim«, also vor allem Peter gegenüber, auch als Urlaub verkaufen, was es ja auch eigentlich war. Wir wohnten nicht einmal in Kilifi, sondern ungefähr eine Autostunde nördlich in der Nähe von Malindi, in Watamu, einem Hotel der damals noch existierenden African Safari Group. Kaum im Hotel, bekam ich schon eine SMS vom Mitarbeiter vor Ort, Mr. Richard Karani, dass er am nächsten Tag ins Hotel kommen würde. In meinem Eifer dachte ich, toll, dann fahren wir gleich los zu den Familien. Ich sollte noch so viel lernen!

Mr. Karani kannte ich nur von einem Foto, und anfangs ging es mir genauso wie allen Besuchern – sehen nicht alle irgendwie gleich aus? Zum vereinbarten Zeitpunkt verließen wir das Hotel und fielen sofort einem Taxifahrer in die Hände, der zielstrebig auf uns zukam und auf meine Frage, ob er uns zu Mr. Karani bringen würde, die Autotür aufhielt. Dann kamen ihm aber wohl ob meiner sofort einsetzenden Fragen Zweifel, außerdem läutete sein Handy und – wie ich später erfuhr – teilte ihm wohl ein Kollege mit, er





solle uns sofort zurück bringen, der Mann, den ich eigentlich suchen würde, stünde vor dem Hoteltor. Als Erklärung bekam ich nur ein »Pole, ndicho kidunia« - »Das Leben ist hart, man muss einfach alles probieren«. Mein Start begann also im Grunde genommen mit einer Entführung – na wunderbar. Aber Karani, wie ich ihn ab sofort nannte, war dort, zusammen mit seiner Frau Janet. Warum sie dabei war, sollte ich auch erst später verstehen. Sie wollte einfach aufpassen, dass sich ihr Mann nicht schon wieder auf etwas einließ, was kein Einkommen bringen würde.

Und natürlich ging es nicht gleich »zu den Familien«, wie ich mir in meiner grenzenlosen Naivität vorgestellt hatte, zuerst einmal wurde in der Lobby bei einem Tee besprochen, welche Kinder, welche Familien, was genau ich eigentlich dort machen wolle. Ich wusste zu diesem Zeitpunkt noch nicht, wie groß das Misstrauen von Seiten des Tiroler Vereines gegenüber den kenianischen Mitarbeitern, auch gegenüber Karani, war. Karani wusste rein gar nichts, auch nicht, welche Kinder ich selbst und meine Freunde übernommen hatten, wer ich war, was wir uns vorstellten – man hatte ihn einfach geschickt, er gehorchte. Damals war mir das natürlich alles noch nicht klar, ich war Anfänger in einem faszinierenden Land, war froh, dass mich irgendwer an die Hand nahm, trotzdem hatte ich sofort einen ganz besonderen Draht zu Karani. Ich spürte die Intelligenz, aber auch etwas, das ich auch nach langem Nachdenken nur beschreiben kann als Güte. Dieser Mann war durch und durch sanft, kein Kämpfer nach außen, aber zäh, nie verletzend, aber neugierig. Ich schätzte ihn auf ungefähr 40. In Wahrheit war er damals schon 60 Jahre alt.

Und da ich das ganze Projekt ohne die Hilfe dieses Mannes niemals auch nur im Ansatz geschafft hätte, habe ich ihm ein eigenes Kapitel gewidmet.

Richard Karani - vom Hausboy zum CEO



»Mein« Karani wurde am 9. Januar 1947 als jüngstes von vier Kindern, zwei Brüder und eine Schwester, als Richard Ndaa Karani geboren. Die Familie kann man als sehr arm bezeichnen, beide Eltern hatten nur gelegentlich mal Arbeit, sie hatten nie eine Schule besucht und waren lebenslänglich Analphabeten. Da es nie zum Notwendigsten reichte, auch nicht zum Schulbesuch für alle, wurde der kleine Richard im Alter von 6 Jahren zu einem reichen muslimischen Geschäftsmann, einem Scheich Ali aus Mnarani, als Hilfskraft für den Haushalt vermietet, eine durchaus übliche Vorgangsweise bis zur heutigen Zeit, übrigens nicht nur in Kenia, sondern in vielen armen Ländern. Ein Jahr zuvor war der zweitälteste Bruder David in Folge eines Schlangenbisses verstorben, der wesentliche ältere Bruder Zacharias heiratete ein Jahr später, die große Schwester war schon lange verheiratet und aus dem Haus, und mit dieser Regelung gelang es den Eltern, sozusagen alle Kinder irgendwie unterzubringen.

Richard blieb ein Jahr bei Scheich Ali, bekam für seine Rund-um-die-Uhr-Dienste 3 Keniaschilling im Monat (ungefähr so viel wie 50 Eurocent nach heutigem Wert), und von Anfang an war der Plan da, Geld zu sparen, und sei es auch noch so wenig, um endlich, endlich eine Schule zu besuchen. Die nächste Arbeitgeberin war eine Witwe, nicht begütert, aber sie erhöhte das Gehalt auf stattliche 4 Keniaschilling, nach zwei weiteren Jahren sogar auf 7 Keniaschilling. Richards Job war es nun, auf dem Markt Chapatis und Mahambris zu verkaufen, die typischen kenianischen Teigtaschen und Fladen, außerdem das Haus sauber zu halten, zu waschen, zu nähen, einfach alle anfallenden Arbeiten zu erledigen, von Sonnenaufgang bis spät nach Sonnenuntergang. Richard sagt heute noch manchmal, dass ihn diese Zeit so geprägt hätte, dass er immer und unter allen Umständen um spätestens 5 Uhr morgens wach sei. Und ich selbst kann bestätigen, Richard wäscht und näht so perfekt, wie es keine Frau zusammenbringt.

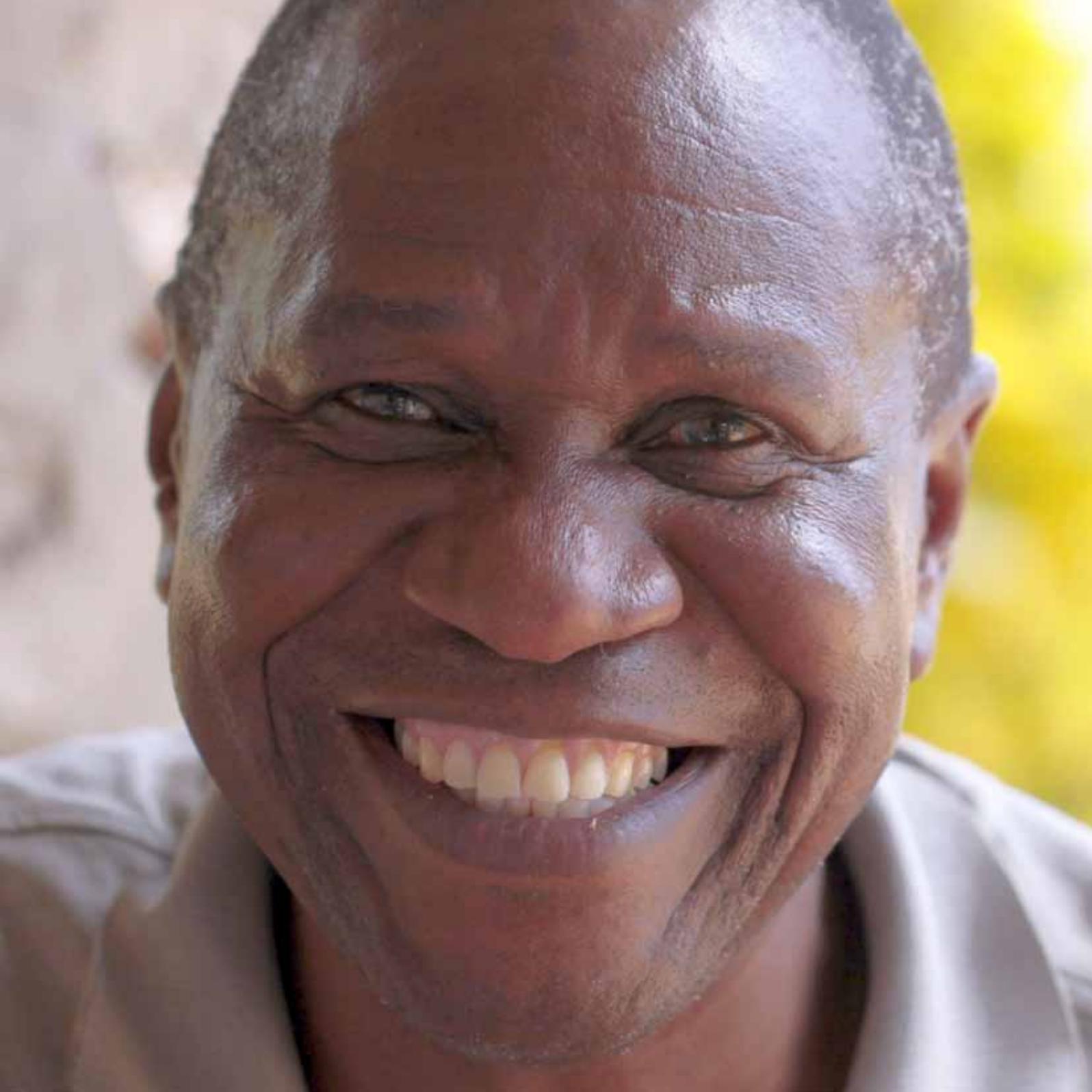
Da Kost und Quartier sozusagen frei waren, gelang es Richard tatsächlich, Monat für Monat seinem Traum vom Schulbesuch näher zu kommen. Im Dezember 1956 – Richard war inzwischen knapp 10 Jahre alt - hatte er endlich genug beisammen, kündigte bei der Witwe, die ihn schweren Herzens, aber mit guten Wünschen gehen ließ, und startete im Januar 1957 in der ersten Klasse einer Primary.

Einmal mit der Schule begonnen, durchlief Richard alle Klassen, wie von einem inneren Feuer angetrieben, immer mit Bestnoten, so dass er trotz großer finanzieller Probleme 1965, also im Alter von 18 Jahren, in Nairobi mit der Secondary beginnen konnte.

Ich habe mich früher, bevor ich Richards Lebensgeschichte das erste Mal von ihm erzählt bekam, oft gefragt, warum ihm gerade ältere Kinder, die erst spät eingeschult werden konnten, so am Herzen liegen. Ganz oft wollte ich ein Kind schon ablehnen, weil zu alt, um mit 10 Jahren noch mit der Schule zu beginnen. Und immer sah ich dann Richards leidenden gequälten Blick. Vor dem Hintergrund seines eigenen Kampfes wird dies natürlich verständlich, und wir haben heute ein paar Kinder im Programm, die auch erst spät diese Chance bekamen und ganz oft sogar zu den Klassenbesten gehören. Ich will es aber auch nicht verherrlichen – den Biss und die Energie, die Richard als Kind an den Tag gelegt hat, das findet man heute auch in Kenia nur noch sehr selten. Deshalb bemühe ich mich auch sehr, Kinder bereits sehr früh in das Schulsystem einzufädeln.

In den Ferien hieß es natürlich weiterhin arbeiten, unter anderem zum Beispiel 4 Jahre lang bei einem Inder als Tankwart für dann schon stolze 100 Keniaschilling im Monat. Trotzdem, die Schulgebühren einer Secondary überforderten auch den fleißigsten jungen Mann, zumal es so gar keine Unterstützung gab. Ein Jahr später war Schluss, Richard musste die Secondary verlassen, schaffte es aber trotzdem, zumindest die Aufnahmeprüfung auf ein Lehrer-Kolleg zu meistern, und bereitete sich die nächsten Jahre auf seinen Lebensberuf vor – »teacher«. 1970 dann endlich, mit 23 Jahren, begann seine Lehrerlaufbahn.

Die große Herausforderung neben Lernen und Geld verdienen war zudem in dieser Zeit die Pflege der betagten Eltern – Richards Vater Peter starb 1996, seine Mutter Rachel 2004 – die Unterstützung der Familie seines älteren Bruders, der ohne Schulabschluss und ohne Arbeit war, und – sich auch noch so viel zusammen zu sparen, um seine große Liebe Janet heiraten zu können, denn natürlich war – wie in Kenia üblich (siehe das Kapitel »Die Sache mit dem Brautpreis«) - ein hoher Brautpreis zu zahlen, unglaubliche 25.000 Keniaschilling. Richard hat mir erzählt, er habe dafür mehr als zwei Jahre gebraucht, vorher »war eben nichts, nicht einmal Händchen halten«. Aber alle Herausforderungen wurden mit



Bravour gemeistert, am 29. Mai 1975 wurde geheiratet, am 3. November 1976 kam Mathilda, die älteste Tochter, zur Welt. Und es wäre natürlich nicht »mein« Karani, wenn er nicht neben seinem Beruf als Lehrer noch hunderte andere Fäden gesponnen hätte. Ein Mensch, der sich aus solch widrigen Umständen nach oben kämpft, der hat eben auch später nicht nur einen Job.

Schon nach wenigen Jahren war Richard nicht einfach nur Lehrer, sondern Direktor der Fumbini Primary School, die zum Teil nach seinen Ideen und Plänen erbaut wurde. Wenn man heute durch Kilifi geht, wird Richard von fast allen Menschen respektvoll begrüßt, und jeder zweite erklärt einem sofort, »dies war mein Lehrer, mein Direktor, ihm verdanke ich, dass ich eine Ausbildung habe, einen Job bekommen habe, er hat mich zum Lernen gebracht« – es ist immer wieder berührend, und ich sage darauf immer, dass er sicher noch irgendwann Bürgermeister werden wird.

Neben der Lehrtätigkeit und der eines Direktors war es Richard aber immer ein Bedürfnis, der Gemeinschaft, die ihm nebender Familie das höchste Gut ist, etwas zurückzugeben. Er hatte es geschafft, andere sollten es auch schaffen. Er wollte helfen, sich einsetzen für die Schwachen. Nicht, dass er selbst plötzlich zu den Reichen oder Begüterten gehört hätte. Richard ist Vater von 7 Kindern, davon 6 Söhnen, was wunderbar klingt, was aber, besonders wenn alle Söhne ins heiratsfähige Alter kommen, bedeutet, sechsmal einen Brautpreis aufzubringen. (Richard ist übrigens einer der wenigen Männer, die ich in Kenia kennengelernt habe, der sich nach dem letzten Kind hat sterilisieren lassen und der darüber auch offen spricht.) Janet ist eine wundervolle Frau, die ideale Hausfrau, die alle Fäden im Hintergrund zieht, aber sie war nie in einer Schule, Analphabetin, nie berufstätig, alles blieb am Vater Richard hängen.

Noch als ich Richard kennenlernte, lebte er mit seiner Frau und seinem jüngsten Sohn Michael in einer schlichten Lehmhütte mit einer dünnen Matratze am Boden, mager, unterernährt und immer hungrig. Wenn wir nach getaner Arbeit essen gingen, aß er trotz Hunger nur höchstens die Hälfte, ließ sich den Rest einpacken und brachte es seiner Familie.



Und was hat er also noch alles in seiner »Freizeit« und nach seiner Pensionierung 2002 ehrenamtlich auf die Beine gestellt (und ich hoffe, ich vergesse nichts)? Er war Streetworker in Nairobi und in Kilifi, er war Schiedsrichter und später Fußballtrainer, der nachweislich einige lokale Fußballvereine auf ein höheres Niveau gebracht hat. Er war Rettungssanitäter, und ihm ist es in erster Linie zu verdanken, dass es in Kilifi eine Niederlassung vom Roten Kreuz gibt. Er ist lebenslanges Ehrenmitglied der »Child Welfare Society Kenya«, und er ist Ehrenmitglied auf Lebenszeit beim YMCA Kenia. Und als wir uns kennenlernten war er schon sieben Jahre lang freiwilliger Mitarbeiter eines Tiroler Vereines.

Inzwischen sind wir ein eingespieltes Team, wir können uns aufeinander verlassen, verstehen uns sehr oft ohne Worte, können auch miteinander schweigen, was wir bei unseren langen Fußmärschen oft genug getan haben, und wir haben einander ein Versprechen gegeben:

Als ich das erste Mal Karanis Lehmhütte gesehen hatte und die Hintergründe begriff, gab ich ihm das Versprechen, dass er eines Tages ein wundervolles Steinhaus haben und ein geachteter Mann sein würde, seine Kinder und Kindeskindern um sich herum, dass ich ihn und seine Familie niemals im Stich lassen würde, wenn er mir helfen würde, auch meinen Traum zu verwirklichen. Er gab mir das Versprechen, mir und dem Projekt Harambee in Zukunft seine ganze Kraft und Energie, seine Erfahrung und sein Wissen und vor allem seine absolute Loyalität zur Verfügung zu stellen.

Aber im November 2006, als dieser wunderbare Mann vor mir in der Hotelloobby saß, wusste ich rein gar nichts von diesem aufregenden entbehrungsreichen Leben, und auch nicht, welchen Weg wir noch gemeinsam einschlagen würden.

Maismehl und Bohnen oder die ersten beiden Jahre

In den letzten drei Jahren sind viele Paten nach Kenia gereist, um »ihre« Kinder zu besuchen, »ihre« Familien, die Schule, das Büro, um mit den Kindern etwas zu unternehmen, Spaß zu haben. Ich bemühe mich, im Vorfeld schon alles perfekt zu organisieren. Die Paten werden vom Flughafen abgeholt, ständig begleitet, es wird übersetzt und es werden möglichst viele Wünsche nach Nähe erfüllt. Man kann einen Ausflug unternehmen, eine Bootstour machen, schwimmen gehen mit Picknick am Strand. Vor allem aber, unsere Familien sind gut informiert, wissen, wer wir sind, sind eingebunden in dieses Projekt, man vertraut uns und vor allem mir, ich bin inzwischen »eine von ihnen« – Mama Karembo eben.

Wie anders waren meine ersten Familienbesuche. Ich will nicht sagen, dass Chaos herrschte. Wenn man neu dabei ist, ist alles so faszinierend, dass man gar nicht viel nachdenkt, einfach nur alles aufsaugt und tut, was einem geraten wird. Erst viel später fängt man an, sich über manches zu wundern, zu hinterfragen, es »anders« zu wollen.

Die ersten beiden Jahre liefen immer nach dem gleichen Muster ab:

Peter und ich trafen Mr. Karani im Hotel, lieferten ihm eine immer länger werdende Liste mit Kindern, die ich vermittelt hatte und jetzt besuchen wollte, dazu hatte ich meistens einen riesigen Rucksack, den ich jeden Tag mit den diversen Geschenken der Paten füllte, Karani hatte vorher beim örtlichen Händler »Gastgeschenke« in Form von Lebensmitteln gekauft, immer die gleiche Menge, zwei Kilo Maismehl, unga, das Hauptnahrungsmittel der Kenianer, ein Kilo Bohnen, maharagwe auf Swahili, ein Kilo Zucker, sozusagen das Sahnehäubchen für einen guten heißen Tee in der Früh, und eine Stange Seife.

Dann ging es mit einem für den ganzen Tag gemieteten Taxi zu den Hütten. Dort wurden dann das Essen und das Geschenk abgeliefert, es wurden Fotos gemacht, und ich versuchte irgendeinen Kontakt, der aber meistens in ein paar Höflichkeitsfloskeln und einem undurchschaubaren Lächeln erdrückt wurde. In zwei Jahren wurde ich nicht in eine einzige Hütte eingeladen, erfuhr nur das an persönlichem Schicksal, was Karani mir zukommen ließ, meine Swahili-Kenntnisse bestanden aus »Bitte« und »Danke« und dem wenigen, was man so aus »König der Löwen« kennt. Wenn ich heute an diese Zeit zurückdenke, schüttelt



es mich. Es war »Armut schauen« auf höherem Niveau, Sozialromantik, Vorabend-Doku-Soap. Erschreckend nur, dass es bei den meisten Vereinen und selbst großen Organisationen immer noch so abläuft. Natürlich war man höflich zu uns, glücklich über das Essen, das der Familie ein paar Tage Luft verschaffte in ihrem täglichen Kampf, aber da war noch etwas, das mich traurig machte und das ich erst viel später verstand. Ich fragte mich, warum lassen sie mich nicht an sich heran, schauen mich nicht an, wenn sie mit mir sprechen? Soviel Distanz, dabei möchte ich doch helfen. Welche Überheblichkeit, welche Anmaßung von mir!

Wann hat ein Afrikaner schon jemals von einem weißen Menschen etwas Gutes erfahren? Wir haben ihr Land ausgeraubt und tun es heute noch, ihre Menschen zu Millionen versklavt, ihnen die Freiheit genommen, und wer wissen will, wie selbst Kenialiebhaber auch heute noch mit Kenianern umgehen, der muss nur mal mit offenen Augen und Ohren in irgendeinem Hotel sitzen und aufsaugen, mit welcher Besserwisserei und Überheblichkeit jeder Kellner belehrt wird. Drei Wochen Safari, ein Gespräch »auf Augenhöhe« mit dem Taxifahrer oder dem Kellner, und schon glaubt man, man würde Land und Leute kennen. Und nicht nur kennen, sondern ab dann kann man auch Ratschläge geben. In der ersten Phase des Schulbaues bekam ich Angebote von Handwerkern aus Deutschland, man könne während eines Urlaubes gern mitarbeiten und »denen« zeigen, wie man ein Haus baut. Vom Sextourismus beiderlei Geschlechts mal ganz abgesehen.

Außerdem, allein in den letzten sieben Jahren, die ich jetzt dieses Projekt betreibe, habe ich viele Hilfsorganisationen kommen und gehen sehen. Kleine Vereine, aber auch Einzelpersonen. Anfangs engagiert, vielleicht sogar übermotiviert, aber oft schon nach wenigen Monaten ernüchtert, irgendwann bleibt man weg oder sucht sich eine andere Gegend der Welt. Hilfe, solange es Spaß macht. Und da wundern wir uns, wenn die Menschen skeptisch sind, erstmal abwarten?

Ich werde bis heute oft gefragt, ob ich denn meinen Mitarbeitern, den Menschen vor Ort, vertrauen könne. Ja, das kann ich. Warum? Weil auch sie mir vertrauen können. Ein Projekt dieser Größe kann man nicht einseitig aufbauen. Meine Familien, meine Mütter und Großmütter sind ein genauso großes





Risiko eingegangen wie ich. Können sie dieser weißen Frau trauen, die da im Taxi vorfährt? Kommt sie wieder? Oder ist das nur Langeweile, weil immer am zu Pool liegen halt nicht so befriedigend ist. Selbst in den ersten Jahren des Schulbaues gab es dieses Misstrauen noch, ich musste immer wieder betonen, ich komme wieder, ich lasse euch nicht im Stich. Sollten sie ihre Kinder auf eine Schule schicken, die noch nicht staatlich zugelassen und registriert war? Was, wenn das Abschlusszeugnis dann wertlos wäre? Ich kann heute, 2013, sagen, das echte tiefe Vertrauen und die gegenseitige Liebe, das Gefühl, ja, ich bin Teil ihrer Gemeinschaft, das kam erst vor etwa drei Jahren, also nach 4 Jahren des unermüdlichen Arbeitens für diese kleine Gemeinschaft, und nachdem ich mich voll und ganz auch auf die kenianische Gesetzgebung eingelassen hatte.

Wir machten also die Gegend unsicher, anfangs nur mit dem Taxi, später, als Karani sah, dass ich durchaus gern auch meine Füße benutze (Kenianer meinen, weiße Europäer können nicht gut laufen, weil sie immer im Auto fahren), oft auch weite Strecken zu Fuß. Gerade diese Fußmärsche haben mich Karani nahe gebracht. Es war Zeit auch für etwas persönlichere Gespräche, ich erfuhr aus seinem Leben und ich erfuhr leider auch, zwar nur angedeutet, aber ich konnte mir vieles dazu reimen, die Struktur des Tiroler Vereines vor Ort. Um jetzt nicht Ärger mit irgendeinem übereifrigen Anwalt zu bekommen, nenne ich absichtlich keinen Namen, ich will auch nicht alles schlecht machen, immerhin verdanke ich dieser Zusammenarbeit, dass ich heute den besten aller Manager in meinen Reihen habe, aber das Wenige, was ich da so mitbekam, erzeugte in mir ein immer größeres Unbehagen. Ich will es mal so zusammenfassen – das ganze Projekt war geprägt von Misstrauen gegenüber den Kenianern und von einer gewissen Herrenmenschenmentalität. »Wissen« wurde auf viele verteilt, jeder bekam nur einen kleinen Einblick in das Ganze. Geld wurde über Western Union geschickt, man wäre nicht auf die Idee gekommen, ein Konto in Kilifi zu errichten und irgendwem eine Vollmacht zu geben. Ganz viele Menschen machten sich daher auch wichtig, und der einzige, der tatsächlich alles zusammenhielt, also Richard Karani, wurde behandelt wie ein kleiner Bittsteller ohne jede Kompetenz. Welche unglaubliche Verschwendung von Ressourcen. Die Folge war natürlich, dass ich bei jedem meiner Besuche erst einmal wieder erklären musste, welche Kinder, welche Familien, was ich eigentlich machen wollte, was ich plante. Ich konnte das überhaupt



nicht verstehen, erfuhr dann viel später, dass Karani tatsächlich keinerlei Informationen von Tirol bekam, welche Kinder über Harambee vermittelt worden waren, welche Kinder überhaupt was und wie viel Zuwendung bekamen. Als ich später genauer recherchierte, musste ich feststellen, dass es Kinder gab, die mehrmals »vergeben« wurden, die weniger bekamen, deren Patengelder auf mehrere Kinder verteilt wurden, und andere Ungereimtheiten mehr.

Ich hatte ja anfangs erzählt, dass es auch einen deutschen Verein gab mit einem Waisenhaus. Auch dies sah ich mir genauer an. Kontakt zur Obfrau hatte ich über Email, und Infos gab es in einem Forum, vor Ort traf ich eine Haushälterin und zwei Volontärinnen. Das Haus war sauber, schön, ich dachte ernsthaft daran, mich hier zu engagieren. Aber dann sah ich auch hier wieder das, was mich schon bei



anderen Organisationen abgeschreckt hatte. Hier wurde deutsche Kultur nach Kenia transportiert. 25 Waisenkinder hinter einem Zaun, jedes Kind mit drei Paten, eine Spielzeugmenge wie in einem deutschen Kinderzimmer und dazu deutsche Weihnachtslieder, deutsche Bräuche und Kinder, die sofort Forderungen stellten nach einer bestimmten Creme, einer bestimmten Seife. Hier wurde ich nicht gebraucht.

In die Zeit dieser ersten Schritte fiel aber auch ein sehr berührendes Erlebnis, das mir auf Dauer meine zwei ältesten Patenkinder bescherte, die beiden Mädchen Saumu und Faida, heute schon 15 Jahre alt.

Bei einer unserer Familienbesuche direkt in den Slums von Kilifi hörten wir unter einer Plastikplane Geräusche und dachten zuerst, ein Wurf Hunde habe sich dort versteckt. Dann erschienen ein Kopf mit wirren Haaren

und ein völlig verdrecktes Kindergesicht, gleich darauf noch eines. Zwei kleine Mädchen, 9 Jahre alt, aber so dünn, dass ich zuerst dachte, sie seien höchstens fünf. Sie begrüßten Karani stürmisch, und eine von ihnen, Faída, hängte sich gleich an mich und ließ mich nicht mehr los. Ich erfuhr von Karani die Geschichte dahinter. Die Mutter der beiden stammte aus Takaungu, der Gegend, in der auch Karanis Elternhaus steht. Jetzt war sie sehr schwer an Aids erkrankt, und um sich im örtlichen Spital behandeln lassen zu können, hatte sie ihre Kinder gepackt, war nach Kilifi Town gezogen, um dort auch Gelegenheitsarbeit zu finden. Alle Kinder wurden unter Tags irgendwo geparkt, bei Freunden, Verwandten oder eben einfach irgendwo auf der Straße in einem Erdloch, am Abend eingesammelt, und dann durften sie irgendwo schlafen. Ich erfuhr, dass beide Mädchen im Grunde schon vom Tiroler Verein »betreut« würden, was immer das heißen sollte, ich sah nur Unterernährung, sie waren nicht in der Schule, sie waren nicht versorgt, sie wurden »meine« Mädchen. Wir suchten die Mutter, die mir erzählte, wie gern sie nach Takaungu zurückkehren würde (Distanz ungefähr 20 Minuten mit dem Auto von Kilifi entfernt), sie sei medikamentös so gut eingestellt, dass es genügen würde, einmal im Monat nach Kilifi ins Hospital zu kommen, aber sie habe in ihrem Dorf keine Hütte mehr, keine Wohnmöglichkeit. Und so kam es, dass ich nach diesem Aufenthalt zum ersten Mal als Grund-





stücksbesitzerin heimflog, ein kleines Stück Land, gekauft um 400 Euro, das ich Frau Katana und ihren Kindern überließ. Außerdem bezahlte ich gleich mal Schuluniformen und das Schulgeld für das laufende Jahr. Beide Kinder »kleben« seither an mir. Vor allem Faida, die stillere, weint jedes Mal, wenn ich wieder heim fliege, klammert sich an mich, will mit, ich muss ihr viele Male versprechen, dass ich wiederkomme, dass ich bestimmt wiederkomme. Aber langsam werden aus ihnen hübsche junge Damen, da die Mutter mit ihrer Krankheit immer wieder schwere Rückfälle erlebt und sich nicht kümmern kann, besuchen beide Mädchen inzwischen eine Boarding-School, ein Internat.

Dieser Grundstückskauf, eine alleinige Entscheidung ohne Rücksprache mit Tirol, ließ mich auch ein Stück weiter eintauchen in die kenianische Welt. Später, als ich ein Foto der beiden mal in irgendeinen Newsletter stellte, bekam ich einen Anruf von einer älteren Dame, die über den Tiroler Verein seit Jahren Patin von Saumu war, immer geglaubt hatte, es gehe dem Kind gut, nie etwas gehört hatte und jetzt sehr verwundert war. Die Mosaiksteinchen häuften sich.

Und dann, im Herbst 2007, meinem inzwischen dritten Aufenthalt, kam es zum endgültigen und heftigen Bruch mit Tirol.

Betrug und Trennung

Herbst 2007, unser dritter Aufenthalt. Ich werde oft gefragt, ob ich denn nie betrogen worden sei, nie Geld in etwas investiert hätte, das dann nicht funktioniert hat, keine schlechten Erfahrungen? Doch, die habe ich sehr wohl gemacht, nur kann ich niemandem außer mir selbst einen Vorwurf machen. Man sollte eben zuerst einmal Ahnung haben von einem Land, bevor man sich wichtig macht. Und Ahnung hatte ich noch viel zu wenig, ich wollte mich aber von Tirol lösen, je mehr Einblick ich erhielt, umso heftiger wurde dieser Wunsch. Wohl auch dadurch passierte mir dieser Fehler.

Ich hatte beim vorigen Aufenthalt näheren Kontakt zu einem der Hotel-Manager aufgenommen bzw. müsste es besser heißen, er zu mir. Ganz offensichtlich stand mir mein Wunsch zu helfen so sehr ins Gesicht geschrieben, dass ich ein williges Opfer wurde. Das ist übrigens etwas, was ich heute oft bei Touristen beobachten kann. Die Mischung aus schlechtem Gewissen, weil es einem selbst so gut geht, dem Wunsch zu helfen und der damit gepaarten Hilflosigkeit ruft eine Menge Menschen auf den Plan, die einem genau das anbieten, eine Möglichkeit, sein Geld zu investieren. Sein Projekt hieß, es gibt da im Distrikt Twapa eine kleine Schule, bisher von der Kirche und freiwilligen Spenden finanziert, aber die müssen jetzt raus aus dem Gebäude. Und unser Hotelmanager hatte in der Nähe ein kleines Grundstück aufgetan, dort könnte man etwas bauen, er würde helfen, hätte auch schon sein Geld dort drin, ob ich einsteigen wolle. Die Schule gab es wirklich, lauter so unglaublich herzige Kinder, Charles, der Manager war mit seiner Frau und seinem eigenen Kind dort, wir spürten viel Nähe und alles klang gut und plausibel. Auch das neue Grundstück wurde besichtigt und ein Plan gemacht, was denn die wichtigsten Arbeiten sein müssten und wie man das organisieren könnte.

Ich werde diese unerfreuliche Geschichte jetzt abkürzen, sie ist nicht unbedingt ein Glanzpunkt in meiner Afrikakarriere. Ich investierte insgesamt Euro 6.000,- in Grundstück und eine einfache Toilette, als ich dann die Papiere wollte, und wir schon beim Rechtsanwalt saßen, stellte sich heraus, dass mein toller Manager gar keine Befugnis hatte, das Grundstück an mich zu verkaufen, dass es ihm gar nicht gehörte. Und natürlich war das Geld weg. Zwei Jahre lang versuchte ich noch, es irgendwie zurückzubekommen, warf dafür noch einer Rechtsanwältin weitere Euro in den Rachen, aber, keine Chance, denn inzwischen hatte African Safari, der Hotelbetreiber, Konkurs angemeldet und Charles war ohne Arbeit.



Und viele andere hätten jetzt spätestens gesagt, Finger weg von jeder Investition. Bei mir regte sich etwas ganz anderes. Ich fing an, das zu tun, was ich schon vorher hätte tun sollen, mich zu informieren. Und ich signalisierte Karani, dass ich das Projekt Schule trotzdem umsetzen wolle. Ich hatte inzwischen 80 Patenschaften vermittelt, und alle Familien anzufahren, Essen zu bringen, horrend Summen nur in ein Taxi zu stecken, das alles erschien mir zunehmend unbefriedigend, zumal ich mehr und mehr mitbekam, nach welchem Chaosprinzip der Obmann des Tiroler Vereins arbeitete. Es musste eine Art zentrales Projekt her, etwas, was das Herz der ganzen Arbeit sein würde.

Für mich gab es drei Möglichkeiten, die ich mir vorstellen konnte, Waisenhaus, Krankenstation, Schule. Waisenhaus wurde schnell wieder gestrichen, viel Geld und Energie einsetzen dafür, dass man dann höchstens 30 Kinder durchs Leben begleiten kann, das erschien mir von Anfang an unbefriedigend. Nicht, weil 30 Kinder nicht 30 berührende Schicksale wären, sondern weil es bei zukünftigen potentiellen Spendern auch darum gehen würde, wie nachhaltig und tiefgehend solch ein Projekt denn sein würde. Außerdem ist die rechtliche Situation in Bezug auf »Waise« in Kenia eine ganz andere als bei uns. Ich hatte die Kämpfe inzwischen miterlebt, die das deutsche Ehepaar auszufechten hatte, immer wieder konfrontiert mit dem Vorwurf des Kindesraubes, weil es sehr wohl noch irgendwo eine Großmutter oder einen Onkel gab, die jetzt mitnaschen wollten und über das Kind ebenfalls ein gutes Leben erhofften. Und da man natürlich am Abend das Tor zusperren muss, war dies rein rechtlich Freiheitsberaubung. Welcher Europäer kann denn schon mit Sicherheit sagen, dass es keine Verwandten oder keinen Vormund gibt bei einem Kind, das man da auf der Straße aufließt. Krankenstation fiel auch gleich weg, auch wenn ich mein Leben lang im Nahverhältnis zur Medizin gearbeitet hatte, ich bin selbst keine Ärztin, »nur« Heilpraktikerin, und eine Krankenstation konnte ich auch nicht mit ein paar Tausend Euro starten und sehen, was sich entwickelt, da wären gleich sechsstellige Summen notwendig.

Also Schule. Ja, eine eigene Schule sollte es werden, denn inzwischen hatte ich mitbekommen, wie unzulänglich das kenianische Schulsystem für die Armen war. Ich wollte es anders machen, eine Armenschule mit Frühstück, irgendwann mal mit Mittagessen, alle unsere Kinder an einem Platz, von wo aus man dann





auch Veränderungen in die Familien tragen könnte. Ich besprach mich mit Karani, der ja immer noch für diesen Tiroler Verein arbeitete, ob er mir daneben wohl behilflich sein könne, und ich sah, wie das Feuer gezündet wurde. Wir hatten ein gemeinsames Ziel.

Zwei Tage später holte uns Karani im Hotel ab, er wolle uns etwas zeigen. Einer seiner ehemaligen Schüler würde auf einem Grundstück in einer Lehmhütte ein paar kleine Kinder unterrichten, nur bezahlt durch Spenden der Eltern, ob ich mir das mal anschauen wolle. Natürlich wollte ich, obwohl mir beim Fußmarsch den Hügel hinauf erste Zweifel kamen. Wo zum Henker führte mich dieser Mann hin, tiefster Dschungel, nur ein Trampelpfad und immer bergauf. Dann lichtete sich das Buschwerk ein wenig, und ich sah eine Lehmhütte vor mir, Grundriss ungefähr 30 qm groß, windschief, Loch im Makuti-Dach, man rechnete jeden Augenblick mit dem Einsturz. Als wir nah genug waren, hörte ich von drinnen zum ersten Mal diesen typischen Singsang vieler Kinderstimmen, wenn sie das Alphabet aufsagen oder einen Text rezitieren, und mir wurde plötzlich ganz warm. Ich sah mich um, wir waren am höchsten Punkt des Hügels, ein leichter Wind wehte, die Grillen zirpten, ansonsten Stille. Man hatte einen atemberaubenden Rundumblick, sah am Rande die ersten kleinen Lehmhütten der Familien, ich hatte selten einen so friedlichen Ort gesehen. Ja, hier würde eines

Tages meine Schule stehen. Wenn ich jetzt sage, ich hätte das Gefühl gehabt, als würde jemand mit dem Finger genau auf diesen Platz zeigen, dann klingt das kitschig, aber genauso war es. Ich sah weißblaue Gebäude vor mir und Blumen und Kinder in Schuluniform... und wurde aufgeschreckt durch Karani, der mir Mr. Samson vorstellte, den Lehrer.

»Karibuni« – »Kommt herein« – und mit einem Mal standen wir in einer Dorfschule, wie ich sie selbst noch aus meiner Kindheit kannte. Nicht Lehmhütte natürlich, aber Tafeln an der Wand, Zeichnungen, eine irgendwie zusammengewürfelte Kinderschar, wie ich erfuhr, alle drei Klassen der Vorschule in einem Raum, rund 40 entzückende kleine Rüben, die mich gleich ohne Scheu anfassten, an mir herum tatschten, kicherten und dann zufrieden mit je einem Bonbon am Boden Platz nahmen. Wir setzen uns unter den großen schattigen Baum und beratschlagten. Durch den Flop mit Charles wusste ich eines ganz sicher, ich würde mich hier nur engagieren, wenn das Grundstück mit Stempel und Grundbucheintrag in meinen persönlichen Besitz übergehen würde, ohne Wenn und Aber. Es gehörte einem alten Mann, dem Nachbarn, man müsse halt mit ihm reden, ob er überhaupt verkaufen wolle. Wir verblieben so, dass man dem alten Mann (auf Swahili sagt man zu alten weisen Männern »mzee«, ein Ausdruck, den ich im Folgenden auch verwenden werde für unseren Besitzer, Mr. Kahindi), dass man also mzee sagen würde, dass ich gern dieses Grundstück kaufen wolle, und wir uns zusammensetzen würden.

Ein paar Tage später war es soweit. Karani, Samson, Peter, der mzee und ich saßen im Schatten unter dem großen Baum auf dem Grundstück und tauschten Höflichkeitsfloskeln aus. Ob er sich überhaupt vorstellen könne, zu verkaufen, noch dazu an eine »muzungu«, wie die Weißen in Kenia genannt werden. Er sah mich durchdringend und lange an, ja, er würde mir verkaufen, wenn ich wirklich eine Schule bauen würde. Viel später erfuhr ich vom Bürgermeister, dass man von Seiten der Regierung seit vielen Jahren versucht hatte, dieses Grundstück zu kaufen, und zwar auch für eine Schule, mzee hatte sich immer geweigert mit den Worten, »es wird mal jemand kommen, da wird es passen«. Nun, das wusste ich nicht, dass ich dieser Jemand sein sollte, aber die erste Hürde war genommen. Nun war ich dran. Ich hatte genau 5.000 Euro zu vergeben, so viel durfte das Grundstück kosten und das war es auch wert,



aber dann hätte ich nichts, um wenigstens mal die erste Rodung zu finanzieren, wäre blank. Ich erklärte, dass ein gutes Geschäft nur ein gutes Geschäft sei, wenn hinterher alle Beteiligten das Gefühl hätten, gewonnen zu haben. Er würde der Nachbar sein und bleiben, daher wolle ich, dass auch er zufrieden sei, aber, hier sollte eine Armenschule entstehen, nicht für meine Kinder, nicht für europäische Kinder, sondern für das kenianische Volk. Ich hätte nicht viel Geld, jeder Euro, den das Grundstück mehr kosten würde, würde es länger dauern, bis wir beginnen könnten, ob er mit 300.000 Keniaschilling zufrieden sei. Normalerweise würde jetzt das Feilschen beginnen, aber er sah mich wieder so durchdringend an, grinste breit und hielt mir die Hand hin, einverstanden. Ich hatte gerade um 3.000 Euro das zukünftige Schulgrundstück gekauft, zumindest mal mit Handschlag und Zeugen, bis zum Kaufvertrag sollte noch Zeit vergehen, aber ich musste zurück nach Österreich.

Karani sollte alles so weit vorbereiten, dass wir bei unserem nächsten Besuch im März nur noch unterschreiben müssten. Vier Tage hatten wir noch, dann mussten wir zurück. Am nächsten Vormittag hatte sich Karani mit seiner Frau und zweien seiner Söhne im Hotel angekündigt, ein paar wichtige Dinge besprechen, und Janet wollte sich so gern das Hotel anschauen. Karani kam nicht nur mit zwei Söhnen, sondern mit drei und seiner Tochter und Enkelkind. Wir saßen in der Lobby und plötzlich fiel mir auf, da war ja auch Michael, der jüngste dabei. Es war ein ganz normaler Wochentag, ich wusste, Michael besuchte eine »Secondary School« am Diani Beach, wieso war der nicht in der Schule? Auf meine Frage druckste Karani herum und erklärte mir dann, und es war ihm sichtlich peinlich, die Schuhe seien kaputt, ohne Schuhe dürfe Michael nicht in der Schule erscheinen. »Und was kosten so Schuhe?« – »Gute kosten ungefähr 6 Euro«, war die Antwort. »Im Augenblick hab ich nicht so viel, aber ich werde natürlich alles versuchen, sonst versäumt er zu viel.«

Ich konnte es nicht fassen. Wir planten gerade eine Armenschule im großen Stil, hier saß einer der Mitarbeiter eines Tiroler Vereins, der auf seiner Homepage vorgab, Unsummen an Spenden hin- und herzubewegen, dessen Obmann sich selbst hier ein Haus direkt am Creek gebaut hatte, und dieser Mann erklärte mir jetzt, dass er wegen 6 Euro seinen Sohn nicht in die Schule schicken könne? Der Obmann

des Vereines hatte mir erklärt, Karani würde von jedem vermittelten Kind einige Prozente bekommen für die Betreuung, ich hatte mir ausgerechnet, dass allein die von mir vermittelten Kinder ihm rund 100 Euro Einkommen bringen würden, dazu seine Lehrerpension, und da sollten ein Paar Schuhe nicht drin sein?

Ich sah ihn scharf an und fragte ihn direkt, wie das sein könne, er verdiene doch bei Mr. Tirol gut genug. Sein ungläubiges Gesicht werde ich nie vergessen. Feierlich erklärte er mir dann, dass er jetzt seit 7 Jahren für diesen Verein arbeiten würde, allerdings immer ehrenamtlich, er habe noch nie auch nur einen Keniaschilling an Honorar oder Gage erhalten, das schwöre er beim Leben seiner Söhne. Nicht einmal die Einladung zu einem Mittagessen. Ich selbst hatte ihm schon ein Fahrrad geschenkt, über das er sich unglaublich gefreut hatte, lud ihn bei jeder unserer Touren zum Essen ein, das alles habe er vorher noch nie erlebt. Er tue es für sein Volk.

Peter und ich schauten uns an, ich kämpfte mit den Tränen, so sehr rührte mich dieses Geständnis, und ich musste nicht einen Augenblick nachdenken. »Wenn ich mich von unserem Tiroler Verein trenne, unsere bisher vermittelten Kinder in Zukunft allein betreue, jetzt die Schule starte und dir ein kleines Honorar zahle, viel wird es nicht gleich sein, würdest du dich trennen und für mich arbeiten?« – Auch Karani überlegte nicht einen Moment. »Für dich würde ich sofort und auch gratis arbeiten«, war die schlichte Antwort.

Und somit war unser Harambee jetzt erst richtig geboren. Mit Karani an meiner Seite würde ich es schaffen. Es sollte noch Jahre dauern, bis es mir gelang, die schlechten Erfahrungen, die Karani mit »meinen Vorgängern im System Wohltätigkeit« gemacht hatte, auszumerzen, und er wirklich zu einem Partner wurde.

Einfach mal ein Grundstück kaufen



März 2008, wir sind wieder in Kenia und ganz begierig, endlich unser Grundstück auch rechtlich unser eigen nennen zu können. Sollte doch nicht so schwer sein, einer verkauft, einer kauft, fertig.

Und jetzt das Ganze nochmal auf kenianisch: Kaufverträge und Grundbucheintragungen sind in Kenia eher selten. Man verkauft eine Bauparzelle an Nachbarn und Freunde, weil die sich dort für den erwachsenen Sohn oder die dritte Frau eine Hütte bauen wollen, man schreitet das Grundstück mit zwei männlichen Zeugen ab, bespricht, wo die Grenzen verlaufen sollen, also von dieser Palme bis zu dem Stein und zurück zu dem Busch, alle drücken ihren Daumenabdruck auf das Papier (falls es überhaupt ein Papier gibt und man es nicht gleich mündlich bespricht), und damit ist das Geschäft abgeschlossen, und man trinkt Palmwein im Schatten der Hütte. Und jetzt kommt diese seltsame Weiße und verlangt alles schriftlich mit Unterschrift und Rechtsanwalt und fragt nach einem Grundrissplan!!

Schon die erste Anforderung an uns war eine recht heikle. Wir hatten uns auf den Preis von 3.000 Euro geeinigt, das sind 300.000 Keniaschilling, und natürlich wollte unser mzee das Ganze in bar. Kaum jemand in Kenia besitzt ein Bankkonto. Der größte Schein ist aber ein Tausend-Keniaschilling-Schein, so dass wir zunächst einmal 300 davon beschaffen mussten. Allein dieses Unterfangen hielt uns geschlagene drei Stunden in der Filiale der Barclays Bank, weil alles mehrmals von unterschiedlichen Personen gezählt wurde, mehrmals unsere Ausweise überprüft wurden, ältere Dollarnoten, also solche, die vor 2000 ausgeben worden waren, nicht eingetauscht wurden (hier kam kurzfristig der Schwarzmarkt von Kilifi ins Spiel), alles sehr abenteuerlich für einen korrekten Europäer, der sonst einfach mal schnell eine Überweisung unterschreibt. Mit einem Rucksack voller Geld, einer dieser Lappen schmieriger und zerfetzter als der andere, und unserem alten Herrn im Schlepptau ging es dann mit dem Taxi nach Mombasa zu unserer Rechtsanwältin, die ihr Büro im 14. Stockwerk eines Hochhauses hatte, Ankunft bei glühender Mittagshitze, Lift kaputt. Meine Angst galt in erster Linie unserem über 80jährigen Landbesitzer, der schon während der ganzen Fahrt so aufgeregt war, dass wir einen Herzinfarkt befürchteten. Er war noch nie aus Kilifi weg gewesen, noch nie in einem Auto gefahren, Mombasa war schon sehr grenzwertig, jetzt noch ins 14. Stockwerk zu Fuß.

Während Peter und Karani weiterhin versuchten, den Lift in Betrieb zu nehmen, setzte ich mich mal in Bewegung, wollte gerade ermahnen, dass wir natürlich jederzeit eine Pause machen könnten, als ich mzee bereits vier Stockwerke über mir hörte, ruhiger Atem, das Keuchen kam aus meinen Lungen. In Stockwerk 17 konnte ich ihn dann zurückpfeifen, die Männer waren inzwischen im überfüllten Lift bei völliger Dunkelheit die nächsten 20 Minuten gefangen und kamen entsprechend geschafft irgendwann einmal oben an.

Wir trugen der freundlichen Rechtsanwältin unser Anliegen vor, die verlangte nach unseren Ausweisen und – wir durften den Plan fürs erste wieder auf Eis legen. Mzee hatte nur ein Stück Papier mit, das besagte, dass ihm sein Ausweis im Jahr 1953 gestohlen worden war. »Pole sana« – »Tut mir sehr leid«, ohne Ausweise kein Kaufvertrag. Glücklicherweise ging das mit dem Ausweis recht schnell (hier ist es dann durchaus mal von Vorteil, dass man mit einem Kugelschreiber, ein paar Süßigkeiten für die Kinder oder einem kleinen Schein Dinge deutlich beschleunigen kann). Zweiter Anlauf – jetzt hatten wir Geld und Ausweise, aber keinen echten Grundrissplan. Der Lift war übrigens noch immer kaputt.

Und an dieser Stelle jetzt wäre unser Vorhaben fast gescheitert. Ich wollte einfach nicht wieder auf Verdacht Geld investieren, vor allem Peter stand komplett auf der Bremse. Solch ein Landvermesser würde Geld kosten, natürlich würde das dann vom Kaufpreis abgezogen, aber ich war – ich gebe es zu – zu diesem Zeitpunkt einfach nur frustriert. Dann eben kein eigenes Grundstück, ich würde die Kinder in der Lehmhütte irgendwie unterstützen, fertig. Es war Karani, der etwas tat, was ich ihm gar nicht hoch genug anrechnen kann, was mir aber auch zeigte, wie ernst er das Projekt nahm und wie sehr ich mich auf ihn verlassen konnte. Karani nahm still und heimlich einen Kredit auf und zahlte den Landvermesser, hinter meinem Rücken sozusagen. Ein unglaubliches Risiko für ihn und seine Familie (ich glaube nicht, dass er Janet auch nur ein Wort davon erzählt hatte), 250,- Euro, sehr viel Geld für einen pensionierten Schuldirektor mit 60 Euro Pension im Monat. Deutlicher hätte er mir nicht zeigen können, wie sehr er an unser Projekt glaubte, an mich glaubte.



Es dauerte zwei Tage, dann hatten wir auch den beglaubigten Grundrissplan in der Hand, dritter Versuch. Lift immer noch kaputt. Im Büro angekommen, trafen wir nur den Sekretär der Anwältin, man sei bei Tisch, er habe aber Befugnis, schon mal das Geld zu zählen. Und dann wurde gezählt, einmal vom mzee, einmal von Karani als Zeuge, einmal vom Sekretär. Alles in einem winzigen Raum ohne Klimaanlage. Dann kam ein Anruf der Anwältin, sie sei zurück, wolle aber auf keinen Fall heute nochmals zu Fuß in den 14. Stock, ob wir uns unten in der Garage treffen könnten, sie habe alle Papiere dabei.

Die Garage war ein finsterner Ort, eine flackernde Glühbirne, überall tropfte es von der Decke, Kabel hingen einfach so herum, ja, und hier dann, auf einem Fass, unterschrieben wir alle den Kaufvertrag für ein Grundstück in Kilifi. Das Geld wechselte in den Rucksack des mzee, wir bekamen den Kaufvertrag, den jetzt nur noch der Bürgermeister stempeln musste, es wäre geschafft. Es war übrigens der 1. April, Peters Geburtstag. Der Bürgermeister war nicht mehr im Büro am Nachmittag, und seine nette Sekretärin erklärte uns, die nächsten Tage sei er dann in Nairobi auf einer Konferenz. Wir würden aber zwei Tage später schon heimfliegen, »nein, nein, nein, schaff mir den Bürgermeister her«, ich war leicht hysterisch, »ich fliege nicht ohne diesen verdammten Kaufvertrag heim.«





Karani lieferte uns im Hotel ab, macht euch keine Gedanken, er würde sich kümmern. Und das tat er. Mit dem Taxi zur Hütte des Bürgermeisters, der – und das rechne ich ihm hoch an – setzte sich gemeinsam mit Karani ins Taxi zurück ins Büro, denn dort waren Stempel und Siegel, natürlich wurde er wieder heimgebracht, und Karani präsentierte mir am nächsten Tag stolz die Papiere. Geschäft. Der erste Schritt zur eigenen Schule war getan.



Stein auf Stein



Der nächste Schritt, aus dem fernen Österreich mit Argusaugen beobachtet, war die Rodung, händisch natürlich. Alle unsere Mütter haben da tatkräftig geholfen. Als erstes Gebäude sollten die Toiletten entstehen, weil man uns von Amts wegen mitgeteilt hatte, wenn wir eine Schule planen würden, dann wären Toiletten Pflicht. Mir war klar, dass man bei mir als muzungu sicher strengere Kontrollen durchführen würde. Also Toiletten, tief genug, um nicht alle paar Jahre neu anzufangen, das alles in der heftigsten Regenzeit unter einer provisorisch gespannten Plane und mit einer nassen schweren Erde, die immer wieder ins Rutschen geriet. Beaufsichtigt von Karani und per Fotos von mir aus der Ferne. Zu dieser Zeit musste Karani für jede Email in ein Internet-Cafe, ansonsten kommunizierten wir per SMS. Die Toilette wurde gleich so wunderschön, dass alle glaubten, dies würde mal das Headoffice, also das Verwaltungsgebäude. Zeitweise gab es direkt einen Toiletten-Tourismus aus anderen Schulen.

Natürlich musste auch ein Baumeister her, leider noch nicht der, den wir heute haben und der glücklicherweise schon bei unserem einstöckigen Gebäude verantwortlich war. Heute weiß ich, es war nicht der beste Griff, damals war ich froh, dass es irgendwie mal weiter ging. Bis zum Speisesaal sollte es dauern, bis wir endlich begriffen, dass dieser Baumeister mit dem Projekt einfach überfordert war. Wir suchten und fanden unseren genialen George Ondiege, den besten Baumeister in ganz Kenia, wie ich heute finde, und der immer wieder betont, er würde hier an einem Werk Gottes mitarbeiten. George hat inzwischen viele Baustellen bis hinauf zum Viktoriasee, aber wenn ich ihn brauche, lässt er alles liegen und stehen, fährt die ganze Nacht durch und ist da.

Parallel zur Toilette begannen wir mit dem Fundament des ersten 5-Klassengebäudes und alles natürlich schon bei laufendem Unterricht, denn wir hatten mit dem Grundstück ja die darauf befindliche Nursery mit 70 Kindern in einer großen Lehmhütte mitübernommen. Sobald die Regenzeit vorbei war, wurde diese Lehmhütte abgerissen und der Unterricht unter Makutidächern im Freien abgehalten, daneben erhielt ich die ersten Fotos vom Rohbau des Gebäudes. Und ich gebe ehrlich zu, ich bekam manchmal leichte Panik. Was hatte ich da eigentlich begonnen? War ich wahnsinnig?

Bis auf zwei etwas größere Summen von Freunden kam jeder Euro von mir, und oft genug saß ich am Abend und rechnete mir durch, ob ich das wohl jemals stemmen würde können. Ich hatte ja anfangs geschrieben, dass ich nicht reich war, als ich das Projekt startete. Nein, das bin ich bis heute nicht. Peter und ich leben gut, aber bescheiden, kein Haus mit Garten und Pool, sondern seit 12 Jahren eine Zwei-Zimmer-Wohnung in Wien, ein gemeinsames unspektakuläres Auto, keinen Luxus, von einer unbezwingbaren Büchersucht vielleicht abgesehen. Und allein die Flüge nach Kenia verschlingen immer Unsummen. Aber ich hatte gleich zu Beginn einen stillen Vertrag mit mir selbst ausgehandelt, der besagte, dass ein bestimmter Kurs, den ich in meinem Bildungsinstitut in Wien anbot, direkt und ohne Umleitung auf das Spendenkonto floss, wo ich also schlicht und einfach auf einen bestimmten Prozentsatz meines Einkommens verzichtete. Außerdem wurde ich ganz oft zu Vorträgen gebucht. Meine Bedingung war immer, ich komme, aber nur, wenn so und soviel Gage gezahlt wird, und dies direkt als Spende an Harambee. Glücklicherweise war das Baumaterial damals noch nicht annähernd so teuer wie heute, sonst hätte ich es wohl nicht gewagt. Gleichzeitig musste ich aber das erste Gebäude fertig bekommen, damit ich bei meiner Bettelerei zuhause etwas herzeigen konnte. Wer spendet denn für ein lehmiges gerodetes Grundstück und einen Traum? Und natürlich wurde es fertig, Danke an alle meine Fernkurs-Teilnehmer dieser Jahre, sogar innerhalb von nur 4 Monaten, ein geordneter Unterricht konnte also beginnen.

Die ersten Lehrer wurden eingestellt, darunter auch meine Nelly, heute Direktorin der Schule. Und eine Freiluftküche unter blühenden Büschen mit riesigen Kesseln, wo wir den Kindern ein 10-Uhr-Frühstück servierten, denn die meisten hatten am Vortag abends ein wenig Maismehl oder Bohnen bekommen. Die Lernleistung bei hungrigen Kindern war einfach nicht das, was ich für die Zukunft wollte. Wir schafften die ersten Bücher an (ein Buch für 4 Kinder), Schuluniformen, zuerst noch nicht die Eigenkreation, die heute unverwechselbar ist für unsere Schule, sondern zusammengestoppelte, geflickte, von größeren Geschwistern übernommene. Das Frühstück war ein toller Ansatz, die Kinder zeichneten in ihren Briefen an die Paten als erstes die Tassen, in denen sie um 10 Uhr den warmen süßen Brei erhielten, das Paradies. In dieser Zeit entstand der Spruch, wenn ein neues Kind sehr schüchtern war, weinte, nicht da



bleiben wollte: »Warte bis nach dem Frühstück, dann will es da bleiben.« Und es war ein Anreiz für die Eltern, uns ihre Kinder trotz Misstrauens in eine Weiße zu schicken, eine Mahlzeit weniger zuhause war ein starkes Argument. Es dauerte noch ein weiteres Jahr, bis ich endlich so viel an Disziplin schaffen konnte, dass mir die Mütter ihre Kinder nicht nur zum Frühstück brachten und danach wieder mitnahmen.

Meine Rechnung, dass sich die Schule erhalten konnte, wenn wir wenigstens für die Hälfte aller Kinder Paten finden würden, ging auf. Mehr als das, wir hatten schon nach wenigen Monaten für jedes Kind einen Sponsor zuhause, daher konnte ich über die nächsten Schritte nachdenken, ein Mittagessen sollte her. Und damit stieß unsere idyllische Landhausküche unter blühenden Bougainvilleas an ihre Grenze, eine echte gemauerte Küche und ein Speiseraum mussten geplant werden. Karani bekam den Auftrag, mir einen Vorschlag zu machen, und nicht zum ersten Mal gingen unsere Vorstellungen weit auseinander. Ich stellte mir was Kleines vor, er etwas deutlich Größeres. Nun, er hat gewonnen, heute bin ich dankbar, aber dieser Speisesaal-Küchentrakt hätte mich fast finanziell umgebracht, denn noch immer war es ausschließlich mein Geld, das da verbaut wurde. Für das Dach gab es dann einen Kredit einer lieben Freundin, den ich im Laufe des folgenden Jahres wieder zurückzahlte. Durch das billige Material und die Unzulänglichkeiten des ersten Baumeisters gab es parallel dazu die ersten Reparaturen am »alten« Gebäude, die Toiletten mussten ebenfalls saniert werden, eine Lüftung wurde eingebaut und Wasser eingeleitet. Dass die Schule überhaupt Wasser hatte, verdanken wir wieder dem Einsatz unserer Mütter und Großmütter, die vom nächstgelegenen Wasseranschluss der Stadt rund einen Kilometer lang eine Rinne für neue Rohre gruben. Diese Mütter hatten schon das Grundstück gerodet und anfangs alle Baumaterialien, Steine, Sand, Wasser, auf ihren Köpfen den Hügel hinaufgetragen. Natürlich haben wir sie dafür bezahlt, aber dass sie überhaupt die Bereitschaft zeigten, verdanke ich der Fürsprache einer unserer Großmütter, ich sage immer, meine Lieblingsoma, Elizabeth Choga. Mit einer glühenden Ansprache an die Mütter sorgte sie dafür, dass sich die anderen in Bewegung setzten, sie war die erste morgens auf der Baustelle und die letzte, die abends heimging. Bis heute kann ich mich hundertprozentig auf diese unglaubliche Frau mit der tollen Ausstrahlung verlassen. Sie hat von Anfang an die Chance für ihre Enkelkinder und Kinder gesehen und sie genutzt und auch den anderen klargemacht – hier entsteht



etwas für eure Kinder, fasst mit an. Inzwischen hatten wir unsere Klassen bis Primary 4 hinaufgeschraubt, also mussten neue und vor allem andere Lehrer her, und da wir unbedingt die offizielle Registrierung wollten, mussten diese trainiert und auf die allgemeinen Lehrpläne hin gedrillt werden. Ständig ließen wir Inspektoren vom Unterrichtsministerium kommen, und bei jedem meiner Aufenthalte gab es Abendessenseinladungen an alle, die nur irgendwas in Kilifi zu sagen hatten, nebst wunderschönem Kugelschreiber mit Gravur. Und Karani wurde auf Promotiontour gesetzt, Lobbyarbeit bei den Behörden sozusagen. Heute kann ich sagen, es hat sich ausgezahlt. Im Gegensatz zu so vielen Organisationen, die es auch versucht haben, ging bei uns alles reibungslos, alle Behörden sind von diesem Projekt begeistert und legen uns nirgends Steine in den Weg.

Dann das vorerst letzte Gebäude, inzwischen schreiben wir bereits das Jahr 2011. Als ich die Baupläne das erste Mal sah, fiel ich fast um vor Schreck. Ein Gebäude in Hanglage mit einem Stockwerk. Allein das Fundament würde so viel kosten wie der erste Klassentrakt. Aber wir hatten einfach keinen Platz, mussten nach oben planen, denn für irgendwann mal 8 Klassen Primary, 3 Nursery, eine Babyklasse war das Grundstück schlichtweg zu klein. Und die Zeit drängte auch, denn drei Klassen wurden inzwischen wieder wie in der Anfangszeit unter Makutidächern unterrichtet, romantisch vielleicht zum Anschauen, aber unmöglich für das, was wir eigentlich wollen. Also ging ich wieder auf Betteltour, wurden wieder Fernkurse umgeleitet, und es gab wieder einen kleinen Kredit von privater Seite, außerdem dann zum Schluss wieder Hilfe von ein paar Freunden. Das Gebäude wurde in drei Etappen gebaut, immer wieder mit kleinen Atempausen dazwischen. Und die Kosten wurden dadurch in etwa gedrittelt. Zuerst einmal das gewaltige Fundament, im Grunde der größte Brocken von allem, leider sah man dem Ganzen nicht an, wie die Euro in diese Grube versanken. Für mich war dies aber die Bedingung, überhaupt einem Stockwerk zuzustimmen, das Fundament musste für die nächsten hundert Jahre halten. Nicht auszudenken, wenn da was passieren würde, man würde mich als Weiße steinigen. Dann die ebenerdigen Klassenzimmer und der Stiegenaufgang, unten auch gleich Platz für ein Büro, das Stockwerk, dies alles sozusagen das zweite Drittel. Und dann als gewaltiger Abschluss das Dach. Der Rest war »Verschönerung«. Ich wollte diesmal gleich das alles, was ich beim ersten Gebäude versäumt hatte, verflieste Böden,



kleine mit Glasscheiben versehene Kippfenster, und schon seit dem Speisesaal hatten wir überall Kabelkanäle eingearbeitet, denn das Endziel sollte natürlich auch Strom sein. Das alles war nur zu schaffen, weil ich auch Kredite aufnahm, die ich aber immer alle innerhalb eines Jahres zurückzahlte. Zu all dem kam noch die Schwierigkeit, dass wir bei ständig steigender Klassenzahl natürlich eine zweite Toilette brauchten, und auch da wollte ich gleich was Anständiges, also alles mit Lüftung, Wasser, verfließt und große Wasserspeicher unter dem Dach. Solche Wasserspeicher hatten wir übrigens auch schon in der Küche, und sie sichern uns in Zeiten der Trockenheit und wenn mal wieder die Pumpleistung der Wasserwerke nachlässt, das Überleben. Unser Endziel soll irgendwann in der Zukunft mal ein großer unterirdischer Tank sein, besser gesagt, zwei Tanks, einer für Nutzwasser, wo wir das Regenwasser sammeln wollen, und einer für Trinkwasser. Ebenfalls parallel entstand durch einen Weihnachtsspendenauftrag unser Spielplatz mit einer auch nicht ganz alltäglichen Hintergrundgeschichte.

Karani war inzwischen auf meine Einladung hin bei mir in Wien gewesen, eine sehr aufregende Zeit, über die ich ein eigenes Buch schreiben könnte. Bei einem unserer Spaziergänge durch die Wiener Grünanlagen, die ihn besonders faszinierten, kamen wir an einem Spielplatz vorbei, und ich meinte so beiläufig, solch ein Klettergerüst mit Rutsche, das wäre etwas, was ich mir gut für die Schule vorstellen könnte. Karani machte Fotos, ich bekam von Simon, unserem Tischler, einen Kostenvoranschlag über 2.500 Euro (ich muss mal die Wiener Stadtverwaltung fragen, was solch ein Teil hier bei uns kostet), und nach dem Okay und der Überweisung unserer Sammlung baute uns Simon alles nur anhand der Fotos nach. »Mama Gabis Playground«. Hier toben täglich bis zu 250 Kinder gleichzeitig (die Großen spielen lieber Volleyball), trotzdem glänzt alles wie am ersten Tag. Inzwischen wissen wir, keine Schule in Kenia hat sowas, es ist einzigartig und oft das erste, was Besuchern auffällt, und es hat Simon einen Ruf als genialer Tischler weit über Kilifi hinaus eingebracht.

Die »Kilifi Vonwald School« sah wirklich schon prachtvoll aus.

Ich wollte aber nicht nur einzigartige Gebäude, ich wollte auch den besten Unterricht und die besten Lehrer. Und ich wollte die Registrierung unserer Schule, nicht nur als lokale Privatschule, sondern ich wollte eine Gleichstellung mit kenianischen Schulen in jeder Beziehung. Die nächste Herausforderung. Um all das zu verstehen, sollten wir aber vielleicht erst einmal das kenianische Schulsystem generell anschauen.







Das kenianische Schulsystem

Immer wieder werde ich nach der Struktur im Schulsystem gefragt, für Europäer wirklich nicht immer leicht zu durchschauen. Warum sitzen in den Klassen Kinder, die so unterschiedlich alt sind, manchmal ein 6jähriger, der gerade mit der Nursery anfängt, neben einem Dreijährigen? Wie kann es sein, dass in unserer Schule 14- oder 16jährige Kinder in den Klassen sitzen, wo wir doch derzeit nur bis Klasse 4 (das entspricht unserer 4. Klasse Volksschule) anbieten? Und warum überhaupt Nursery und Babyklasse, könnte man sich das nicht sparen und erst mit Primary anfangen? Warum immer wieder von unten die ganz Kleinen dazunehmen?

Zunächst – in Kenia herrscht Schulpflicht. Theoretisch. Da Kenia viele Jahre unter britischer Kolonialherrschaft stand, haben wir bis heute das britische Schulsystem mit erster und zweiter Schulstufe, also Primary und Secondary. Dazu wurde vor wenigen Jahren kurz vor den Wahlen ein »Geschenk« an die Bevölkerung gemacht, indem man staatliche Primary Schools kostenfrei gemacht hat. (Primary ist eine Mischung aus 4 Jahren Volksschule und 4 Jahren Hauptschule oder, besser gesagt, Gesamtschule, also 8 Jahre Pflichtschule). Dieses »kostenfrei« ist aber relativ.

In jeder Schule besteht die Pflicht zur Schuluniform und zu festen Lederschuhen. Kosten rund 8-10 Euro pro Kind. Dazu kommen Gebühren für Prüfungen, für Bücher, für Kopierpapier oder »einfach so«, weil die Lehrer sich ein kleines Zusatzgeld verdienen.

20% der Bevölkerung Kenias hat tatsächlich einen Job, wo ein regelmäßiges und verlässliches Einkommen fließt, der Rest ist arbeitslos oder Tagelöhner, verdient manchmal gerade mal einen Euro am Tag. Aber auch kenianische Eltern wollen eine Verbesserung für ihre Kinder, wenn sie denn einsehen würden, dass es tatsächlich eine Verbesserung ist. Die staatlichen Schulen sind aber heillos überfüllt. Teilweise gibt es Klassen mit bis zu 120 Kindern, manchmal sitzen die meisten am Boden. Und die Lehrer lassen sich, weil selbst unterbezahlt, jeden Handgriff durch die Eltern zahlen und erwarten immer wieder kleine Extras, sonst ignorieren sie das Kind einfach. Bei 120 Kindern geht das ja nun relativ einfach. Auch Essen gibt es in staatlichen Schulen keines.



Also sitzt solch ein Kind nach einem morgendlichen Schulmarsch, oft genug ohne Frühstück, denn das kennt man in Kenia nicht, den ganzen Tag bis nachmittags um 16 Uhr ohne Essen mit 120 anderen ebenfalls hungrigen Kindern und unmotivierten Lehrern zusammen. Viele Eltern sagen sich daher, bevor ich das mache und dafür auch noch das Geld für eine Schuluniform ausbebe, lasse ich mein Kind zuhause, es soll auf dem Feld helfen, in der Werkstatt, in der Küche, auf jüngere Geschwister aufpassen, damit vielleicht die Mutter Arbeit suchen kann, oder vor den Touristenhotels betteln.

Und vor der Schule kommt noch die Nursery! Nursery, wenn man das hört, denkt man an einen freiwilligen Kindergarten, wo man ein wenig spielt und vielleicht soziales Verhalten lernt. Warum gibt es bei uns drei Klassen Nursery und sogar eine Babyklasse? Können die Kinder nicht einfach zuhause spielen? Nursery ist in Kenia verpflichtend für alle, wenn man später eine Primary besuchen möchte. Der Grund dafür ist in erster Linie der, dass ab der »echten« Schule Englisch die Unterrichtssprache ist. Außerdem wird bei Schuleintritt schon erwartet, dass die Kinder wenigstens das Alphabet beherrschen, ruhig sitzen, sich benehmen können, den Zahlenraum bis 10 kennen. Das alles wird in der Nursery vermittelt. Wobei es natürlich noch immer Kindergarten-Charakter hat, die Kinder schlafen zum Beispiel nach dem Mittagessen, die Noten sind mehr symbolisch also wirklich richtungsweisend, es wird viel gespielt.

Nur, ist die Primary wenigstens theoretisch kostenfrei, also keine Schulgebühren, so ist eine Nursery nie gratis, sie kostet immer. Manchmal sieht man ganz primitive, wo ein arbeitsloser Lehrer oder eine engagierte Mutter unter einem Baum ein paar Kindern Lieder und Gedichte beibringt, bezahlt von den Eltern, oft in Naturalien, bis hin zu »richtigen«, fast immer privaten. Kosten tun sie wie gesagt immer, bezahlt wird pro Trimester, und die Preise reichen von einem Sack Maismehl für den Lehrer bis hin zu auch mal 60 Euro in einer angesagten Privatschule.

Hier aber beißt sich jetzt die Katze in den Schwanz. Eine Familie mit vielleicht 8 Kindern schafft es unmöglich, für alle Kinder die Nursery zu bezahlen. Wenn alle zusammenlegen, dann vielleicht der älteste Sohn, den lässt man lernen, der ist dann aber auch später mal verpflichtet, die ganze Sippe, die ja für sein Schulgeld gesammelt hat, zu erhalten. Eine unglaubliche Bürde und Grundlage vieler

Korruption, denn wenn man einen Job hat, versucht man alles, der gesamten Verwandtschaft ebenfalls davon »abzugeben«, denn die haben einem ja die Ausbildung gezahlt. Meistens aber wartet man auf ein Wunder, und darüber vergeht die Zeit. Es kann also schon mal dauern, bis das Kind dann 6 Jahre alt ist, bis man das Geld zusammenhat und es in die Nursery schickt. Und dann ist solch ein Kind eben 12 oder älter und sitzt in der 4. Klasse. Manchmal lässt man ein Kind ein halbes Jahr zur Schule gehen oder ein Jahr, dann wieder Monate nicht, weil das Geld fehlt. Eine kontinuierliche Ausbildung ab 3 Jahren gibt es nach all meinen Beobachtungen in der normalen armen Bevölkerung nicht. Gar nicht!

Deshalb vielleicht meine für Laien unverständliche Betonung, wie wichtig es mir ist, dass wir die 3jährigen von der Straße holen. Und dass ich, sollte mir jemals das Geld ausgehen, auf keinen Fall auf die Nursery verzichten würde. Dass ich irgendwann später eher noch eine zweite Nursery dazu bauen würde als weitere Primary Klassen. Denn nach einer guten 3jährigen Nursery - Ausbildung haben die Kinder zumindest einen Start, können in eine normale staatliche Schule gehen. Irgendwie. Ohne Nursery haben sie alle keine Chance.

Und die Babyklasse? Anfangs hatten wir wie die meisten Einrichtungen ausschließlich Nurseryklassen, allerdings im Gegensatz zu vielen anderen Institutionen nicht alle Altersstufen gemeinsam in einem Raum, sondern von Anfang an in drei Einheiten geordnet. Wir haben dann aber gemerkt, dass viele Kinder tatsächlich erstmal ihre Zeit brauchen, um überhaupt soziales Verhalten zu lernen. Dass man





eine Toilette besucht und nicht einfach vor den Eingang pinkelt. Dass man sich vor und nach dem Essen die Hände wäscht. Dass man sitzt und nicht jederzeit aufspringen und spielen kann. Dass bei uns Regeln gelten, zum Beispiel Müll nicht einfach auf den Boden zu werfen, sich untereinander zu helfen, wie man mit einem Buch umgeht. Wir wollen den Kindern die Zeit zum Wachsen geben, die sie brauchen. Und das eher in der Nursery als dann später in der doch nach Leistung verlangenden Primary. Daher lassen wir unsere Kinder auch eher ein oder zwei Jahre länger in der Nursery.

Außerdem haben wir auch behinderte Kinder bei uns, körperlich und seelisch/mental. Ich stand anfangs vor der Entscheidung, diese Kinder, wenn man es denn bemerkt, wieder herauszunehmen und in spezielle Schulen zu geben, wo sie, wie ich dachte, vielleicht besser gefördert würden. Es waren meine Lehrer, vor allem Nelly, die mich gebeten haben, ich solle die Kinder doch in der Schule lassen, sie würden sich spezielle Förderungen einfallen lassen und sich besonders kümmern. Unser kleiner David zum Beispiel, Mama bei der Geburt gestorben, hat dreimal die erste Klasse Nursery besucht. Ich wollte schon verzweifeln. Jetzt ganz langsam merke ich, dass man zu ihm durchdringt und er sich am Unterricht beteiligt. Linette, Asia, Mbodze, sie alle haben eine ganz ausgeprägte Lernschwäche, aber unsere Lehrer sind da einfach großartig, und inzwischen sehe ich die Entwicklung bei meinen Besuchen (sie sind manchmal frech, ein gutes Zeichen) und auch bereits in den Briefen. Ohne uns hätten gerade diese Kinder überhaupt keine Chance.



Wer in Österreich nur so mit Ach und Weh seinen Hauptschulabschluss geschafft hat, hat in der heutigen Wirtschaft kaum eine Chance auf einen guten Job oder eine Lehrstelle. Ehrlich gesagt ist das in Kenia auch nicht viel anders. Wer sich tatsächlich aus der Armut befreien will, der muss eine weiterführende Schule besuchen, so zu sagen eine Highschool oder eben die Secondary School. Diese dauert 4 Jahre, und kostet IMMER und zwar nicht wenig.

Ein Kind, das also aus vielleicht armen Verhältnissen tatsächlich 3 Jahre Nursery und 8 Jahre Primary geschafft hat, was für jede arme Familie ohnehin schon eine Kraftanstrengung war, hat jetzt gleich zwei Hürden zu überwinden – Schulgeld und ein Abschlusszeugnis, das überdurchschnittlich sein muss, denn welche Schule man besuchen darf, hängt eben von diesen Abschlussnoten ab. Je besser die Schule und ihr Ruf, je mehr Schulabgänger dieser Schule nachweislich ein Stipendium für ein Studium bekommen haben und studieren, desto größer die Anforderungen und umso eher kann solch eine Schule auswählen unter den Besten. Und das Schulgeld wird dadurch jedes Jahr neu festgesetzt und richtet sich danach, wie viele von den richtig Guten des Landes diese Schule besuchen.

Es gibt in Kenia zwei solcher Eliteschulen, und früher habe ich oft scherzhaft gesagt, wenn unsere Kids einmal mit der 8. fertig sind, dann soll es sich herumgesprochen haben, « Ihr kommt von der Vonwald Schule? Dann könnt ihr euch die Schule aussuchen, da wissen wir, ihr seid top.» Inzwischen wissen wir, dass auch diese Schulen den Anforderungen unserer Kinder der Vonwald-Schule eines Tages nicht mehr genügen werden und planen daher eine eigene Secondary. Dazu aber am Ende des Buches mehr.

Natürlich gibt es auch Schulen, die auch Schüler aufnehmen, die gerade mal so durchgekommen sind, einfach deshalb, weil sie zahlen. Aber hier könnte man sich das gleich sparen, man hat danach nicht wirklich gute Chancen auf einen Job, nur viel Geld ausgegeben.

Solch ein Einzug in eine Secondary ist sehr spannend, wir haben ja schon einige der größeren Kinder dort, verteilt auf ganz unterschiedliche Schulen. Zuerst wartet man auf sein Zeugnis, das man dann in der Schule der Wahl einreicht bzw. erkundigt man sich, welche Punkteanzahl die Schule für diesen



Jahrgang als Limit festgesetzt hat. Und man benötigt einen Bürgen, der bei unseren Kindern bisher immer Mr. Karani war. Wird man angenommen, geht es ans große Einkaufen, denn die meisten Schulen sind Boarding, also Internat. Zwei Paar Schuluniformen, zwei Paar Schuhe, Matratze, Moskitonetz, Essgeschirr, eine versperrebox für die persönlichen Dinge, Hygieneartikel, die ersten, jetzt meistens sehr teuren Bücher. Dann die Anmeldegebühr, das Essens- und Betreuungsgeld und das Schulgeld für das erste Trimester, alles ist im Vorhinein zu bezahlen. Manche Familien sparen auf diesen Tag viele Jahre. Dann lernt man weitere 4 Jahre und schließt am Ende mit einer Art Abitur/Matura ab.

Auch Kenia hat Universitäten und zahlreiche Fachhochschulen, die einem dann offen stehen, allerdings alle miteinander niemals gratis. Kein Lernen ist in Kenia gratis (außer die Vonwald Schule). Wenn ich in Kenia erzähle, dass bei uns Lernen nichts kostet, dass es nicht einmal eine Studiengebühr gibt, glaubt das kein Mensch. In einem reichen Land? An den Universitäten hat man aber die Chance auf ein Stipendium, das, falls es sich um ein Studienfach handelt, das auch tatsächlich gebraucht wird, auch gern vergeben wird. Kenia hat Aufholbedarf an Akademikern, denn die wurden vor Jahren alle von Südafrika abgeworben, und das spürt der Staat noch heute schmerzhaft. Und natürlich gibt es auch Lehrstellen, bei unserem Tischler zum Beispiel.

Manches von dem, was ich hier geschildert habe, mag für unsere Verhältnisse furchtbar klingen. Dennoch muss man sagen, dass Kenia wirklich viel in sein Schulsystem investiert, verglichen mit den meisten anderen afrikanischen Staaten. Es gibt erstklassige Schulpläne, eine ganz tolle Lehrerfortbildung (die übrigens ausschließlich in den Ferien zu erfolgen hat), immer wieder Schulkontrollen (davon können auch wir inzwischen ein Lied singen, obwohl ich da den Verdacht habe, die Herren Inspektoren wollen sich nur mal anschauen, wie so der »European style« ist).

Es gibt in Kenia durchaus Schulen, die sehr gut sind, wo man sich bemüht, hervorragender Unterricht, motivierte Lehrer. Das Problem dieser Schulen – sie sind alle miteinander privat, sehr oft von diversen kirchlichen Organisationen aufgebaut, das heißt, sie kosten Geld, viel Geld. Wie schon aufgezählt, es beginnt mit einer oder meistens ja zwei Schuluniformen, Schuhen, Büchern, Schreibmaterial, dann

kommen Anmeldegebühr und Schulgeld dazu, und wenn man sein Kind nicht hungrig lernen lassen möchte, dann muss man natürlich auch für das Mittagessen zahlen (Frühstück gibt es überhaupt nur in einer Boarding School). Und solche Schulen sind durchaus ein Geschäft. Als wir 2008 mit unserer Schule starteten, wurden wir vielfach gefragt, warum gerade hier, das sei doch eine Arme-Leute-Gegend, ob wir das nicht wüssten. Wenn wir solch eine tolle Schule woanders bauen würden, könnten wir viel mehr Schulgeld verlangen, weil da mehr »reiche« Leute wohnen würden. Völliges Unverständnis, wenn ich dann geantwortet habe, »wir bauen hier eine Armenschule«. Da kann man doch aber nichts verdienen.

Das heißt, wir haben die für Kenia einmalige Situation, dass wir alles bieten, was eine teure Privatschule auch bietet, eher sogar noch viel mehr, weil wir zusätzlich einen gewissen »European spirit« aufbauen, dass wir dafür aber eben kein Geld verlangen. Nicht einmal ein bisschen! Das Prinzip, sich das alles zu leisten, weil es im fernen Europa Menschen gibt, die sich jeweils für ein Kind verantwortlich fühlen, ist immer noch eine Sensation, die nur wenige von außen begreifen. Unsere Kinder bzw. deren Familien müssen also für keine der Leistungen etwas bezahlen. Nicht für Schuluniformen, nicht für Schuhe, nicht für Bücher, nicht für Essen, nicht für die Nachmittagsbetreuung, nicht einmal für die medizinische Versorgung. Und inzwischen hat sich auch herumgesprochen, dass es dazu noch einen wirklich erstklassigen Unterricht gibt, dass also unsere Schüler ein Niveau haben, das ungefähr zwei Jahre über dem in staatlichen Schulen liegt.

Dazu kommt eine gewisse Ästhetik. Mein Credo ist einfach, dass man auch armen Menschen Schönheit und Kultur bringen kann. Schöne saubere Gebäude, schöne Bücher in der Schulbibliothek, zum größten Teil aus England importiert, neben der rein schulischen Wissensvermittlung auch Herzensbildung, Rücksichtnahme, Hilfe, Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit. Und ein Stück Kultur, das über das hinausgeht, was sonst in Kenia vermittelt wird, also auf dem CD-Player auch mal Mozart und bei den Büchern die englischen Jugendklassiker.



Und während ich diese Zeilen schreibe, sind die ersten 10 Computer auf dem Weg nach Kenia, denn ab sofort wird es Computer-Unterricht geben, ab nächstem Jahr auch Deutsch als weitere Fremdsprache, denn Kenia ist ein Touristenland.

Um das alles umzusetzen, braucht es aber nicht nur eine schöne Schule und engagierte Lehrer, es braucht auch Eltern dazu, die mitarbeiten, dies ist in Kenia nicht anders als in Europa. Und das war ein hartes Stück Arbeit, an dem ich manchmal schier verzweifelt bin.







Mama Karemba

Wenn ich heute Menschen von meinem Projekt und der Arbeit in Kenia erzähle, stellen sich die meisten vor, die größte Schwierigkeit wäre wohl die Korruption oder die Behördenwillkür, dass man mir von Seiten der Regierung Steine in den Weg gelegt hätte, dass mich Mitarbeiter betrogen hätten. Nichts davon ist wahr. Aber es gab Herausforderungen, und zwar an einer Stelle, wo ich sie nicht vermutet hätte, und das war die Disziplin der Eltern.

Kinder begreifen den Wert von Schule und Bildung dadurch, dass Eltern ihnen diesen Wert vermitteln, dass sie also dem Thema Schule eine hohe Wertigkeit geben. Es ist nun keineswegs so, dass kenianische Eltern eine gute Ausbildung nicht für wichtig halten, ganz einfach deshalb, weil am Ende ein Einkommen steht oder eben Armut. Was sie aber anfangs überhaupt nicht verstanden haben, war, dass es auf den Weg dahin ankommt. Sie waren, so könnte man sagen, ausschließlich zielorientiert, allerdings im negativen Sinne. Ihr Kind sollte am Ende von ein paar Jahren mit einem Zeugnis nach Hause kommen, einen Job finden und die Familie erhalten, der Weg dorthin hat sie nicht interessiert.

Das hatte dann einige Auswüchse zu bieten, die man sich hier in Europa nur schwer vorstellen kann, wobei..., so ganz sicher bin ich da heute auch nicht mehr.

Schulbeginn in Kenia ist generell um 8 Uhr, wobei sich die Kinder bereits um 7.30 Uhr um die Fahne sammeln und gemeinsam in den Tag starten. Soweit die Theorie. Man kann sich natürlich vorstellen, dass die pünktliche Anwesenheit eines Kindes in einer Klasse mit 120 Schülern nicht so wirklich kontrolliert wird in staatlichen Schulen. Nun kam also ich und wollte von meinen Lehrern, dass sie Anwesenheitslisten führen. Und ich wollte von den Eltern, dass sie ihre Kinder pünktlich in die Schule schicken, nicht irgendwann, wenn das Kind halt aufgewacht ist, wenn es Lust hat.

Was bekam ich anfangs? Kinder kamen erst zum Frühstück (und gingen manchmal gleich danach). Begründung? »Meine Mutter musste in der Früh zu einer neuen Arbeitsstelle, und ich musste auf das Baby aufpassen.« – »Ich muss gleich nach Hause, auf dem Feld helfen.«



Oft waren am ersten Schultag nach den Ferien gerade einmal 30% der Kinder auch tatsächlich da, weil sie noch bei Verwandten irgendwo auf dem Land waren, weil der Überlandbus zwei Tage Verspätung hatte, weil am ersten Tag ja eh noch nicht so viel gemacht wird. Und wenn die Kinder dann kamen, dann oft im Schlepptau die jüngeren Geschwister. Vor allem die Mädchen hatten meistens noch ein Baby auf dem Rücken, die kleine Schwester oder den kleinen Bruder.

Selbst die Lehrer hatten anfangs keinen echten Plan. Die »Muzungu« möchte, dass wir Anwesenheitslisten führen, gut, dann machen wir das. Und in dieser Liste steht dann halt, dass ein Kind nicht da war. Tagelang nicht. Konsequenzen? Null.

Eltern«abende« anzusetzen, war ebenfalls in der Anfangszeit völlig sinnlos. Man kam, oder man schickte die Nachbarin. Und lächelte zu allem und machte genau einfach weiter wie bisher. Rund um diese »Meetings« sah die Schule aus wie ein orientalischer Bazar, man kam und ging, wie es einem gerade so passte, saß stundenlang beisammen und tratschte, wartete auf den Schulschluss, stellte sich auch gleich mal zum Mittagessen an oder verkaufte mal schnell eine Ziege.

Also arbeiteten Karani und ich anfangs mit einem Trick, und dieser Trick hieß, Extrageld. Da wir in den ersten drei

Jahren der Schule noch nicht so viel geboten haben wie heute, keinen Mittagstisch, keine Nachmittagsveranstaltungen, keine Schuluniformen für alle oder Bücher, wir vor allem aber viel weniger Kinder hatten, konnten wir zusätzlich zur Versorgung in der Schule ein monatliches kleines Taschengeld an die Eltern auszahlen, 5,- Euro. Voraussetzung: an einem bestimmten Tag mussten alle in der Schule erscheinen, pünktlich, mussten sich vorher alles anhören, was es so zu sagen und zu meckern gab, und dann gab's Geld. Positive Konditionierung, stellte ich mir vor.

Was bekam ich? Diejenigen wie meine Lieblingsgroßmutter, die auch vorher schon den Sinn verstanden hatten, kamen, taten, kooperierten, die anderen schickten weiterhin die Nachbarin oder kamen zu spät oder versprachen alles und hielten nichts, ich konnte es nicht fassen.

Nun hab ich ja eingangs schon erwähnt, ich lege nicht so unglaublich viel Wert darauf, von allen geliebt zu werden, kann auch mal ordentlich losbrüllen, wenn es sein muss, und Armut ist das eine, Undiszipliniertheit das andere. Und wenn ich eines in den Jahren in Kenia gelernt habe, dann das, dass man nur mit Mitleid nichts wirklich verändert.

Ich hatte Karani gebeten, beim nächsten Auszahlungstag nicht nur still dabei sitzen zu wollen, ich würde gern eine Ansprache an die Eltern halten. Am Vortag hatten mir die Mitarbeiter gesagt, dass wir kein Feuerholz mehr hätten, man habe schon öfter an die Eltern appelliert, uns welches vorbeizubringen, also von dem, was sie ohnehin sammeln, einfach ein wenig abzugeben, es würde aber leider nicht funktionieren, morgen müsse man was kaufen.

Der Tag X kam!

Wir hatten das Meeting um 9 Uhr angesetzt, ich wusste aber, wir konnten ruhig noch frühstücken, vor 10 Uhr würden die Mütter nicht da sein, eine Gelassenheit, die mich einerseits manchmal wahnsinnig macht, die ich aber andererseits auch bewundere. Und wie ich es liebe, wenn nach und nach alle Frauen so langsam in ihren quietschbunten Kangas den Hügel hinaufschlendern.



Ich werde dieses Meeting etwas genauer schildern, denn es war ein Wendepunkt, und inzwischen ist es so, dass ich bei jedem meiner Aufenthalte in Kenia einmal solch ein Müttertreffen ansetze. Ich fing harmlos an, Nelly übersetzte. Als symbolische Geste ließ ich mir von einer der Mamas einen Kanga geben, den traditionellen Stoff der kenianischen Frauen, den ich mir umband als Zeichen, ich bin durchaus eine von euch, Frau, Mutter, Großmutter. Auch dies inzwischen ein Ritual. Wenn ich heute zu reden beginne, bringt mir irgendwer zuerst einen Kanga.

Ich fragte in die Runde, ob ihnen die Fortschritte an der Schule gefallen würden, ob die Kinder etwas erzählen würden, wie der Spielplatz ankäme, das Essen, und wer sich noch erinnern könnte, wie es hier mal früher war. Viele Arme gingen nach oben. Ich fragte, ob sie mit mir zufrieden seien, alle bejahten lautstark.

Und dann kam der Satz: »Ich bin es mit euch nicht. Ich bin enttäuscht und zornig, und am liebsten würde ich hier alles einpacken, nach Hause fliegen und euch alle nie wiedersehen.« Pause. Jetzt waren sie alle wach, man hätte eine Stecknadel fallen hören können.

Und das war ungefähr, was ich meinen Müttern, die ich heute fast so sehr liebe wie die Kinder, mitteilte: »Als ich begonnen habe, mich um EURE Kinder zu kümmern, dachte ich, kenianische Frauen würden ihre Kinder lieben. Ich dachte, es würde nur am Geld liegen, dass sie ihnen nicht so viel bieten können. Ich war bereit, mein Geld und das Geld vieler Menschen in Europa zu nehmen, um zu helfen. Für dieses Geld muss ich schwer arbeiten, viele Stunden am Tag. Und es gibt viele Menschen, die auch in Europa nicht reich sind, die das Schulgeld für EURE Kinder zusammensparen und mir anvertrauen, weil sie sagen, mir geht es immer noch ein wenig besser. Auch in meinem Land gibt es Armut, und ich frage mich, warum ich nicht die armen Kinder in meinem Land füttere. Was hab ich mit euren Kindern zu schaffen?«

An dieser Stelle muss ich sagen, dass Nelly meine Dolmetscherin war, und dass sie vom ersten Satz an begriffen hatte, worum es mir ging und mitgemacht hat auf eine so grandiose Weise, dafür bin ich ihr heute noch dankbar.

»Das einzige, was ich bisher von euch verlangt habe, ist, dass ihr eure Kinder pünktlich und täglich in die Schule schickt. Ohne irgendwelche Geschwister am Rücken. Am ersten Schultag nach den Ferien war ICH hier. Ich habe einen Anfahrtsweg von 6000 km. Eure Kinder waren nicht hier. Das ist eine Respektlosigkeit, die ich mir nicht mehr länger gefallen lassen werde. Dort draußen vor dem Zaun« – große Geste zum Tor – »warten hunderte Kinder, die gern diese Schule besuchen würden. Ich bitte in Zukunft nicht mehr, ich diskutiere nicht. Ab sofort gelten hier meine Regeln, und sollte sich irgendwer an diese Regeln nicht halten, dann könnt ihr sofort mit euren Kindern verschwinden und euch eine Schule suchen, die bereit ist, euch und eure Kinder durchzufüttern. Ich scherze nicht. Ich erwarte, dass jedes Kind jeden Tag pünktlich hier ist. Pünktlich heißt um sieben. Nicht um acht, nicht um fünf vor acht, um sieben. Jeden Tag, gleichgültig, welche Katastrophen zuhause passieren. Wenn ein Kind wirklich nicht kommen kann, weil es krank ist, dann kommt ihr sofort in die Schule oder schickt jemanden und meldet dies den Lehrern, ansonsten gilt es als unentschuldig. Dreimal unentschuldig heißt, auf Wiedesehen. Und die gleiche Pünktlichkeit erwarte ich von euch, wenn es ein Meeting gibt. Heute hatten wir als Zeit neun Uhr vereinbart, die letzten kommen gerade erst zum Tor hinein. Glaubt mir, ich habe noch viel vor, für euch, für eure Familien, einige brauchen vielleicht neue Hütten, neue Dächer, neue Betten. Da werde ich dann mit meiner Hilfe genauso unpünktlich sein.

Und zuletzt noch, mir wurde gesagt, man habe euch mehrmals gebeten, Feuerholz zu bringen, nicht, weil wir es verkaufen oder uns ein Feuer damit anzünden, sondern um EUREN Kindern damit ein Essen zu kochen. Schaut hinaus, seht ihr draußen welches liegen? Nein? Ich auch nicht. Es wird auch keines geben. Und ich verspreche euch, wenn morgen nicht welches da ist, werden eure Kinder hungrig nach Hause gehen, und die Lehrer werden ihnen sagen, dass sie deshalb nichts zu essen bekommen, weil ihre Mütter zu faul waren, Holz zu bringen.

Ich liebe dieses Land, ich liebe euch und eure Kinder, ich will und werde euch helfen, ich werde euch niemals im Stich lassen, aber verwechselt niemals meine Hilfsbereitschaft mit Dummheit.«



Es war kurz still, ich dachte, jetzt werden mich alle prügeln, aber – es brach ein unglaublicher Jubel los. Man klatschte, man sprang auf und küsste mich, man versprach mir Besserung, und dann meinte eine der Mütter, man solle mir einen Gariama-Namen geben, also einen Namen aus der Volksgruppe hier, Dialekt sozusagen. Die Frauen diskutierten kurz, dann war man sich einig, Karembo sollte es sein. Karembo, die im Herzen Schöne.

Ach ja, am nächsten Tag gab es so viel Feuerholz wie noch nie, und abgesehen von immer mal wieder kleinen Korrekturen hatten wir seither niemals mehr solch einen Konflikt auszutragen.





Wie sagt man Guten Tag?

Wer schon einmal in Kenia war, der weiß natürlich, dass die kenianische Allerweltsbegrüßung »Jambo« ist, die schlampige Abkürzung eines Satzes, der in der langen Variante eigentlich erfragt, welche Sachen im Sinne von welche Neuigkeiten es gibt. Dieses Wort ist sozusagen heute vor allem für die Touristen reserviert, denen man kompliziertere Floskeln einfach nicht zutraut. Und wer nur am Pool liegt oder auf Safari geht, der braucht wohl wirklich nicht mehr.

Anders natürlich, wenn man Nähe möchte, Gespräche und Kontakte, wenn man etwas aufbauen will oder Teil einer Gemeinschaft sein möchte. Für mich war es daher klar, dass ich auch die Landessprache Swahili lernen würde (Danke an dieser Stelle an meine großartige Lehrerin Konny). Es geht mir dabei auch gar nicht darum, mich zu verständigen, denn alle, die ich für meine Arbeit wirklich brauche, verstehen und sprechen hervorragend Englisch, schließlich die Amtssprache, und können mir auch in den Dörfern übersetzen. Aber wenn man sich mit einer Sprache beschäftigt, lernt man auch viel über die Mentalität der Menschen, und darum geht es mir.

Auch in Kenia fragt man am Anfang bei der Begrüßung »Wie geht's?« Wie geht's zuhause, dem Partner, den Kindern, der Arbeit, dem Haus, der Ziege? Im Grunde kann man anhängen, was einem so einfällt, und das Spiel auch eine Weile spielen. Niemand fällt mit der Tür gleich ins Haus, zuerst wird immer Smalltalk gemacht. Die Antwort auf all diese »wie geht's« ist immer und unter allen Umständen, dass es gut geht. Nicht umsonst ist die Standardfloskel, die auch jeder Tourist sich dann aufs T-Shirt drucken lässt »Hakuna matata« – es gibt keine Probleme. Aber man muss sich nur umschaun im Land, schon entdeckt man überall Probleme. Also nur für die Touristen?

Nein, keinesfalls. Der Unterschied zu unserer mitteleuropäischen Jammerei ist einfach, dass man in Lösungen denkt, nicht in Problemen. Dass man sich den Tag nicht dadurch verderben lassen will, dass man nur dorthin schaut, wo etwas gerade nicht so funktioniert, dass man sehr gläubig ist und der Satz »Mungu akipenda – so Gott will« mindestens genauso häufig ausgesprochen wird. Vor allem aber, man will nicht jeden Menschen damit belästigen. Um über seine Probleme zu reden, dafür braucht es Vertrauen, Zeit, ein Beieinandersitzen.



Solange ich also in Swahili unterwegs bin, weiß ich das alles und halte mich an die Regeln. Dann wechseln wir ins Englische, und plötzlich antworte ich auf die Frage »How are you« nicht mehr mit »Great, no problems«, sondern fange an, irgendein Problem aus dem Hotel, der vergangenen Nacht oder vom Frühstück zu schildern, bis ich die betretene Miene meines Gesprächspartners wahrnehme und mich selbst zurückpfeife.

Noch komplizierter wird es, wenn man auch noch die Körpersprache dazunimmt, und inzwischen bin ich fast sicher, dass hier der wahre Grund liegt, warum man bei uns oft glaubt, man könne Afrikanern nicht so trauen. Bei uns gilt als aufrichtig, wer einem im Gespräch tief in die Augen schaut und dem Blick standhält. In Kenia ist dies eine grobe Unhöflichkeit, die fast immer damit beantwortet wird, dass man irgendwas erzählt, nur nicht die Wahrheit. Wenn man ein ernsthaftes und ehrliches Gespräch führt, echte Probleme bespricht, dann stellt man sich Seite an Seite und schaut in die gleiche Richtung, keinesfalls aber fixiert man seinen Gesprächspartner.

Jetzt kommen unsere Besucher und Paten, freuen sich auf intensiven Kontakt, kommen zurück ins Hotel, um mir zu berichten, was sie so alles von einer Mama erfahren hätten und hören von mir ganz oft ein »Das stimmt nicht, das hat sie euch nur erzählt«. Warum? Weil ihr die Höflichkeitsfloskeln umgerannt habt in dem Bemühen, nur schnell zum Ziel zu kommen. Weil ihr viel zu früh über Probleme gesprochen habt. Weil ihr dabei ständigen Augenkontakt gesucht habt, ihr also »auf die Pelle« gerückt seid. Und die einzige Antwort darauf war, erzähl den weißen Leuten irgendwas, damit sie Ruhe geben.

Ging mir anfangs genauso. Heute weiß ich, zuerst mal ganz viel scherzen, lachen, Smalltalk, sich an die Sache heranschleichen und dann den Blick senken.

Und wer sich dann im Swahili ein wenig sicher fühlt – in unserer Region ist der örtliche Dialekt Gariama. Also zurück auf die Schulbank und statt »Jambo« »udzalamukadze«.



Gegen den Hunger



Zugegeben, in Kenia verhungern Menschen nicht in der gleichen Art wie in der Sahelzone oder in Äthiopien, und ganz offensichtlich brauchen manche Menschen, um zu spenden, die ganz gruseligen Bilder von kleinen Kindern, die nicht einmal mehr die Kraft haben, sich die Fliegen von den Augen zu wischen. Nein, das haben wir bei uns nicht.

Trotzdem kommen unsere Kinder nach den Ferien vollkommen ausgehungert in die Schule zurück. Zuhause gibt es maximal eine Mahlzeit am Tag, und es kommt auch vor, dass es nicht einmal dafür reicht. Niemand oder nur wenige verhungern, aber die meisten sind ständig hungrig.

Ich weiß nicht, wann und ob wir hier in Europa dieses quälende Gefühl jemals kennengelernt haben. Damit meine ich unsere Generation, denn unsere Großeltern, die den Hungerwinter 1948 überlebt haben, konnten sicher ein Lied davon singen. Wie es sich anfühlt, wenn man vor Hunger nicht schlafen kann. Wie leer der Kopf ist, einziges Interesse, wo und wann gibt es irgendwas zu essen. Man versucht sich abzulenken, lutscht auf etwas herum. Kinder nuckeln auf einem Stück Stoff zum Beispiel. Alle sind viel zu dünn. Dünne Ärmchen mit viel zu großen Köpfen. Trotzdem wird Mithilfe verlangt. Untergewichtige 8jährige Mädchen tragen einen vollen 20-Liter-Wassereimer auf ihrem Kopf. Ausgezehrte Frauen mit Brüsten wie trockene Haut stillen ihre Babys, die manchmal viel zu schwach sind zum Schreien.

Nein, sie verhungern nicht. Aber sie haben so oft keine Energie mehr. Nicht, um zu lernen, nicht um zu arbeiten, nicht um sich bei einer Behörde anzustellen. Und oft genug auch nicht, um gegen eine Krankheit anzukämpfen. Kinder unter 5 Jahren stellen die größte Gruppe aller Malariaerkrankten dar.

Das manchmal einzige Nahrungsmittel der Kenianer ist Maismehl, zu einer Art Polenta verkocht. Ugali heißt dieses Gericht. Wunderbar als Beilage, aber nur wenig nahrhaft als Hauptmahlzeit jeden Tag. Wer ein bisschen Geld hat, kauft dazu Bohnen, Maharagwe, und bekommt so zumindest ein wenig Eiweiß. Diese ständige Unterversorgung mit Eiweiß ist die zweite große Gefahr. Wenn man nur genau hinschaut, sieht man auch hier die Hungerbäuche, die entstehen, wenn der Körper in seiner Verzweiflung beginnt, das eigene Eiweiß im Blut aufzubauchen. Weltweit heißt diese Erkrankung »Kwashiorkor«, das kommt

aus Ghana und heißt »der erste, der zweite«, weil es meistens in Afrika die ersten Kinder befällt, die abgestillt werden, sobald Nummer Zwei da ist, und dann diese Symptome entwickeln.

Mais war nicht immer das Grundnahrungsmittel in Ostafrika, viel früher einmal war es Hirse, aber daran kann sich kaum noch jemand erinnern. Und gerade die fast ausschließliche Versorgung mit Mais bringt viele Mangelerscheinungen mit sich, fehlen doch wichtige B-Vitamine. Pellagra heißt die Erkrankung, Lethargie, Müdigkeit, Hauterkrankungen.

Noch schlimmer ist die Unterversorgung von Vitamin A, weil man sich tierische Produkte nicht leisten kann und auch die Vorstufe, das Provitamin Betacarotin, fehlt, denn auch Obst und Gemüse ist für die meisten unerschwinglich. Die Folgen sind Erblindung oder auch »nur« zahlreiche Augenerkrankungen, eine erhöhte Infektionsanfälligkeit und eine hohe Kindersterblichkeit.

Frühstück ist übrigens auch bei begüterten Familien nicht wirklich üblich. Man trinkt einen stark gezuckerten Tee mit Ziegenmilch oder, wenn man Geld hat, auch mit Kuhmilch drin. Britisch eben. Das Suaheliwort für Frühstück heißt sogar »chai ya asubuhi« – Tee des frühen Morgens«.

Anfangs haben wir bei unserem Schulessen »nur« in der ersten Pause einen warmen Getreidebrei eingeführt, angereichert mit Zucker und Fett, damit die Kinder einfach mal ein Gefühl von Sättigkeit bekommen und etwas auf die Rippen. Schon damit haben wir die Lernleistung drastisch erhöht. Später dann kam das Mittagessen dazu, und dies stellt uns immer wieder vor eine große Herausforderung. Mit dem Patengeld können wir nicht große Sprünge wagen, denn es muss so viel bezahlt werden. Aber natürlich wollen wir vor allem Eiweiß zuführen. Gar nicht so einfach in einem Land, wo daheim, selbst wenn man die Möglichkeit hätte, keine Milch getrunken und keine Eier gegessen werden. (Milch kann ich persönlich gut verstehen, ich unterrichte in meinen Kursen eher die Gefahren eines übertriebenen Milchkonsums, da werde ich mich hüten, das in Kenia einzuführen). Wir haben anfangs den Familien Hühner geschenkt in der Hoffnung, sie würden es schaffen, die Eier zu »ernten«. Fehlanzeige. Niemand würde das tun, denn da könnte ja ein neues Huhn drin sein, wie man mir erklärt hat.



Keine Ahnung, was die Menschen glauben, was das für Eier sind, die man dann auf dem Markt zu kaufen bekommt. Eben Eier ohne Huhn drin. Genau diese Eier ohne Huhn gibt es auch in der Schule, nicht oft, aber die Kinder lieben es. Auch Fleisch gibt es, auch dies natürlich nicht täglich, ansonsten Bohnen. Und oft als Gemüse dazu Sukuma, eine Art Spinat. Immer ein Stück Obst als Nachspeise. All das kann man sehen, wenn man unsere Kinder vergleicht mit vielen, die einem »draußen« begegnen. Unsere Kinder sind munter, voller Ideen, fröhlich, nicht so scheu.

Ein Problem stellen weiterhin die freien Tage dar. Selbst nach einem Wochenende kommen die Kinder ausgehungert zurück, und die Lehrer schildern, dass bis zur ersten 10-Uhr-Pause kaum ein ernsthaftes Lernen möglich ist. Schon Tage, bevor die Ferien zu Ende gehen, lungern die Kinder am Tor herum und freuen sich. Wahrscheinlich auch auf die Schule, ganz sicher aber auf das Essen, das unsere inzwischen 5 Köchinnen täglich für inzwischen fast 600 Kinder zaubern.

Daher ist für unsere Familien auch immer das schönste Weihnachtsgeschenk unser Essenpaket. Jeder Pate, jede Patin, die solch ein Weihnachtspaket spenden möchte, überweist zusätzlich bis Ende November 20 Euro, und dafür kaufen wir für die jeweiligen Familien die wichtigen Grundnahrungsmittel, Maismehl, Reis, Zucker, Salz, Öl, Bohnen, Tee. Kein Puppenhaus oder ferngesteuertes Auto ist so gut wie ein gefüllter Magen und einschlafen ohne Hunger.



Die Haare müssen weg

Woran erkennt man, ob Kinder, denen man in den engen Gassen von Kilifi begegnet, den Kindergarten oder die Schule besuchen? Außer natürlich, wenn man sie zu Schulzeiten trifft? Die Unterscheidung ist recht einfach. Sobald ein Kind die Schule besucht, wird erwartet (und in manchen Schulen gefordert), dass die Haare, die bei den kleinen Mädchen noch oft wirr in alle Richtungen abstehen, entweder ganz wegrasiert oder zumindest eng an den Kopf geflochten werden. Wie oft passiert es mir, dass ich bei meinen Aufgehaltenen Kinder photographiere, die ich in unsere Schule aufnehmen möchte, diese Bilder dann gleich einmal irgendwo poste, um Paten zu finden. Und dann beginnt das Kind mit der Schule, die Haare werden wegrasiert und die Paten sind enttäuscht. Es hat doch so herzig ausgesehen.

Die weiblichen Leser mögen sich an dieser Stelle einfach mal vorstellen, sie hätten eine wunderschöne Haarpracht mit langen Haaren, Locken vielleicht, es herrscht Hochsommer, sie dürften ihre Haare aber nur maximal einmal wöchentlich aus einer Schüssel heraus waschen.

Wasser ist knapp in Kenia. Nicht das, was vom Himmel fällt, wenn gerade Regenzeit ist, aber während der heißen Monate muss man sich alles schon sehr gut einteilen. Außerdem kommt das Wasser in den meisten Familien nicht aus einer Wasserleitung, sondern muss in 20-Liter-Behältern teilweise von weit her geschleppt und teuer bezahlt werden. Dieses kostbare Wasser zum Haare pflegen zu verwenden, welche Verschwendung.

Dazu kommt, nur wenige Familien können sich Betten leisten. Alle schlafen am Boden im Staub. Unter Tags laufen die Hühner durch oder die Hunde, alles was krabbelt, krabbelt auch in der Hütte, vor allem nachts. Und wenn schon das Ungeziefer kein Argument ist, der Staub ist es allemal. Kenia heißt nicht umsonst das Land der roten Erde. Ich kenne es selbst. Nach einem Tag unterwegs läuft mir eine rote Brühe aus den Haaren. Wie froh bin ich über die Dusche im Hotel.

Den Kindern einfach den Kopf zu rasieren oder die Haare zu vielen winzigen strengen Zöpfen eng an den Kopf zu flechten, ist nicht nur praktisch für die Reinigung und gegen Getier, es zeigt auch eine Gepflegtheit, sobald man den wichtigen Lebensabschnitt Schule beginnt.



Und nicht nur Kinder und ihre Lehrer schätzen das. Eine kenianische Frau, die etwas auf sich hält, gebildet ist und einen guten Job besetzt, würde niemals mit langen Haaren herumlaufen, daran erkennt man nur die Touristen.

Unseren Besuchern erschwert dieser Einheitslook der Kinder natürlich oft die Identifizierung, irgendwie sehen sie alle gleich aus. Und dann noch alle in gleicher Schuluniform. Aber ich kann versichern, man »schaut sich ein«, und nach einer Weile ist kein Gesicht mehr wie das andere, mit oder ohne Haare.



GAPEKA entsteht

Auch wenn ich anfangs vielleicht nicht wusste, ob mein Lebenswerk mal eine Schule oder eine Krankenstation sein würde, eines war mir von Anfang an klar und wurde zu einer immer größeren Dringlichkeit – dass ich nämlich mein Projekt in Kenia nach kenianischen Gesetzen auf 100% korrekte Art und Weise abwickeln würde. Zu groß war die Angst, dass irgendwann mal jemand kommen und mir alles »wegnehmen« würde. Schon nach einem Jahr steckten in der Schule bereits rund 50.000 Euro aus meinen Kursen und Vorträgen, und ich gebe zu, mein größter Alptraum handelte davon, dass ein kenianischer Beamter, flankiert von zwei Polizisten, aufkreuzen würde, um mir freundlich zu erklären, dass ich eigentlich gar kein Recht hätte, hier zu sein, dass man ein Auge zudrücken, dass aber ab sofort alles dem kenianischen Staat gehören würde. Oder auch nur, dass man sehr gern von dem Geld, das ich da in immer größeren Summen heranbrachte, ab sofort Steuern haben möchte. Die Schule war rein rechtlich mein Eigentum, da ich der Besitzer des Grundstückes war, solange ich hier alle Auflagen erfüllte und brav dafür sorgte, dass kenianische Kinder eine Schulbildung erhielten – kein Problem. Aber wir hatten zunehmend begonnen, auch außerhalb der Schule Werte zu schaffen, dazu später mehr, und die Überweisungen beliefen sich schon Ende 2009 auf einige tausend Euro pro Monat. Vom Gesetz her durfte ich aber nur 10.000 Euro pro Jahr unbesteuert ins Land bringen. Ich war immerhin Arbeitgeber und kein kleiner, im Grunde agierend wie eine Firma, es war dringend notwendig, hier rechtliche Grundlagen zu schaffen, die mich und alle am Projekt beteiligten auch absichern würden.

In Österreich hatte ich mein als Privatprojekt gestartetes Unternehmen Harambee im Juli 2009 in einen gemeinnützigen Verein umgewandelt, aber etwas in Österreich oder Deutschland zu registrieren, würde im Ernstfall hier niemanden interessieren, es war an der Zeit, dies auch in Kenia zu tun, wenn ich auf Dauer für mich und das Projekt größtmögliche Rechtssicherheit haben wollte.

Von Anfang an hatte ich Karani ja sozusagen Lobbyarbeit verrichten lassen, viele, viele Kontakte zu den Behörden, Gespräche mit jedem, der uns irgendwie nützlich sein könnte. Trotzdem, ich war so mit dem Bau der Schule und den damit immer wieder auftauchenden Schwierigkeiten beschäftigt, dass ich vieles einfach beiseite schob.



Es war ein sehr privates kleines Ereignis, das mir zeigte, wir müssen etwas tun. Ich hatte schon seit längerem immer wieder einen Posten in der Buchhaltung entdeckt mit dem Titel »customer care«. Da dies immer nur wenige Keniaschilling ausmachte, fiel es mir nicht gleich auf, aber mit der Zeit wurden die Beträge größer, und dahinter standen neuerdings die Namen einzelner Kinder. Also fragte ich irgendwann einmal nach, was dies für mysteriöse Zahlungen seien. Zoll für Briefe, die die Paten an die Kinder schickten, wurde mir erklärt. Immer dann, wenn in solch einem Brief auch noch etwas mitgeschickt wurde, Buntstifte oder ein Radiergummi, wurde Zoll eingehoben. Da ich gerade wieder vor Ort war, konnte ich mich auch persönlich überzeugen, ein gefüttertes Kuvert kam an für eines unserer kleinen Mädchen, darin eine Packung Buntstifte und eine Tüte Gummibärchen, wahrscheinlich schon ein erhebliches Porto, um die Sachen herzubekommen, aber dann eine Zollgebühr von rund 5 Euro – für Gummibärchen! Da musste sich dringend etwas ändern. Während ich noch grübelte, tappte ich selbst in die Zollfalle, zweimal sogar, und dies gab schließlich den Startschuss für eine nachhaltige Veränderung. Ich hatte das Ladegerät für meine Kamera zuhause vergessen, eine Katastrophe natürlich, denn eine der wichtigsten Funktionen meiner Reise war es, den Paten zuhause schöne Fotos mitzubringen als Beweis dafür, dass ihr Geld gut ankommen würde. Ich simste also ins Büro, mir einen Universaladapter zu schicken, rasch. Parallel dazu hatte ich noch zuhause eine anatomische Puppe bestellt und gleich die kenianische Adresse angegeben, denn



ich wollte damit unserem örtlichen Mediziner, der schon einige kostenlose Schuluntersuchungen und Impfungen durchgeführt hatte, eine Freude machen. Beides kam an, überraschend schnell sogar, aber – allein für einen Kameraadapter im Wert von rund 8 Euro wollte man unglaubliche 25 Euro Zoll. Und die Puppe hätte schier ein Vermögen gekostet.

Ich schickte Karani gleich am nächsten Tag nach Mombasa, er sollte sich erkundigen, welche Möglichkeiten wir hätten, zollbefreit zu sein, schließlich

machten wir dies ja nicht, um mit den eingeführten Waren Geschäfte zu machen. Karani fuhr also zum Handelsministerium und erwirkte tatsächlich eine einstweilige Verfügung für die Schule, man machte uns aber klar, dass es an der Zeit sei, eine in Kenia registrierte NGO (non-governmental organisation) anzumelden, nur dann könne man uns auf Dauer von allen Zöllen befreien.

Ich hatte natürlich keine Ahnung, was jetzt von mir erwartet wurde und welches die nächsten Schritte sein würden, aber Karani hatte wieder einmal den Durchblick, zumindest kannte er genug Personen, die wussten, was nun zu tun sei. Ich fuhr also beruhigt heim.

Einige Wochen später blinkte in Österreich mein Handy, eine SMS aus Kenia. Karani teilte mir mit, er würde gerade in Nairobi vor einem Schalter stehen, weil er unser Projekt als NGO anmelden wolle, allerdings brauche er dringend einen Namen, denn Harambee könne man nicht nehmen, ob mir GAPEKA Recht sei, Abkürzung für Gabi, Peter, Karani? Er brauche sofort eine Antwort, er sei gleich dran. »Yes, I agree,« schrieb ich zurück, und so wurde Gapeka angemeldet, Untertitel »Children's Hope Center«. Jetzt müsse man warten, ob das so akzeptiert würde, es könne dauern.

Um ehrlich zu sein, sehr viel Hoffnung hatte ich nicht, dass solch eine Registrierung schnell erledigt sein würde, und ich vergaß es auch gleich wieder, zu viele andere Dinge waren zu tun und zu entscheiden. Wenige Wochen später dann die große Überraschung, Post aus Nairobi und eine Kopie an mich, mit 11. März 2010 (übrigens dem Geburtstag meiner jüngeren Tochter) war Gapeka als ordentliche NGO in Kenia regi-

Form 5 (r. 11)

REPUBLIC OF KENYA
DIP. 218/001/2010/073/0253

OFFICE OF THE VICE PRESIDENT
MINISTRY OF STATE FOR NATIONAL HERITAGE AND CULTURE

CERTIFICATE OF REGISTRATION

I, AMD. PETER O. OLE NKURAIYIA, CBS Executive Director of the Non-Governmental Organizations Board, certify that KEK GAPEKA CHILDREN'S HOPE CENTRE, KKK has this day been registered under section 10 of the Non-Governmental Organizations Co-ordination Act as applied for.

Dated 11TH MARCH, 2010

Peter O. Ole Nkuraiya
AMD. PETER O. OLE NKURAIYIA, CBS
Executive Director of the Board



striert mit allen Rechten und Pflichten. Später erfuhr ich dann, dass sich das nicht einmal große Organisationen antun, und fast alle kleinen privaten Vereine schon gar nicht. Mit meinem heutigen Wissen und dem Einblick auch in kenianisches Recht kann ich dazu nur sagen, sehr mutig oder sehr dumm, auf jeden Fall aber ein sehr großes Risiko. Ich bin froh und dankbar, dass Karani nicht lockergelassen hat.

Verpflichtend ist es für uns ab sofort, eine korrekte Buchhaltung abzuliefern, also einmal im Jahr dem Finanzamt in Nairobi aufzulisten, welche Spenden und was damit geschehen ist. Außerdem bekamen wir die Auflage, binnen eines Jahres eine Büroadresse anzugeben, ein Büro innerhalb der Schule wurde nicht gestattet, man verlangte eine klare Trennung auch der Geldflüsse der Schule von allem, was außerhalb der Schule verteilt wird.

Und die Vorteile? Wir sind befreit von allen Steuern und Abgaben, dazu gehören natürlich auch die Zölle, selbst auf der Bank zahlen wir viel geringere Gebühren. Und – alles, was wir an Eigentum schaffen, Grundstücke, Hütten usw. ist Eigentum von Gapeka und kann nicht enteignet werden, weder vom Staat noch von einer Privatperson oder Organisation. Und sollte es Gapeka eines Tages nicht mehr geben, geht es in den Besitz einer anderen, von uns zu bestimmenden NGO über, niemand kann sich also daran bereichern. Gapeka gehört dem kenianischen Volk, es wird von Kenianern gemanagt, verwaltet und soll irgendwann auch noch von anderer Seite Spenden und Zuwendungen lukrieren. Natürlich ist derzeit Harambee Österreich der einzige Spender, aber wer weiß, es gibt auch in Kenia reiche Menschen.

Wir haben übrigens in Kilifi zwei Konten bei der Barclays Bank, eines für alle schulischen Belange, eines für alles außerhalb, also das, was jetzt Gapeka darstellt. Und Karani, Tsama und Nelly haben für diese Konten eine Vollmacht. Viele internationale Organisationen sind übrigens nicht in Kenia registriert, sondern nur in ihrem jeweiligen Heimatland, sie werden aber auf Grund ihrer Größe und ihres internationalen Hilfsstatus als NGO anerkannt. Darf ich erwähnen, wie stolz ich auf uns bin?

Jetzt muss ich noch erzählen, warum wir uns nicht als Harambee anmelden konnten.

Harambee darf man sich nicht offiziell als Verein oder Organisation nennen, weil dies ein Begriff aus dem gesamten Sozialgefüge Kenias ist, sozusagen Staatseigentum. Jeder kenianische Bürger hat das Recht, ein zeitlich begrenztes »Harambee« zu beantragen, weil er zum Beispiel dringend Geld braucht für ein Begräbnis, für den Brautpreis, weil das Dach repariert werden muss, für eine Operation. Dazu holt man sich bei der Behörde eine Genehmigung, die immer für einen bestimmten Zeitraum gilt, meistens 4 Wochen. Und in dieser Zeit darf man sozusagen offiziell betteln gehen. Auch der Staat benutzt diesen Begriff, wenn er seine Bewohner dazu bringen möchte, den Gürtel enger zu schnallen, sich selbst zu helfen oder um zu erklären, warum in der Staatskasse kein Geld ist und man müsse halt jetzt zusammenhalten. Auch als Anfeuerungsruf gibt es Harambee, wenn man beispielsweise ein Schiff ins Wasser schieben will oder seine Fußballmannschaft antreiben möchte. Klar, dass wir das nicht registrieren lassen können, es ist Allgemeingut. Dieses Wissen hat mir Google leider am 5. September 2006 nicht ausgespuckt, aber es hätte mich wohl auch nicht gekümmert, eine staatliche Registrierung in Kenia war damals so weit weg wie der Mond, doch wie man sieht, eine Mondlandung geht manchmal schneller, als man glaubt.



Tsamas Geschichte



Ich wurde 1982 als eines von 10 Kindern in eine sehr arme Familie geboren, 4 Schwestern gab es noch und 5 Brüder. Meine Eltern hatten niemals eine Schule besucht, konnten nicht schreiben oder lesen und versuchten Zeit ihres Lebens, sich und uns Kinder irgendwie durchzubringen. Hunger war unser ständiger Begleiter und die frühe Erinnerung meines Lebens.

Mein Vater verdiente seinen Lebensunterhalt durch das Anzapfen von Kokospalmen zur Palmweinerzeugung. Dazu musste er hoch hinauf klettern, und ich erinnere mich an die unzähligen Male, wo es schwere Stürze gab und wir Angst hatten um ihn. Einmal brach er sich dabei beide Hüften, musste sich mehr als zwei Monate lang auskurieren, und ohne die Hilfe von Verwandten wären wir wohl alle verhungert.

Natürlich war auch kein Geld da, um die Schule zu beginnen. Mit 7 Jahren war ich noch immer zuhause, wurde von einigen Gleichaltrigen verspottet, aus mir würde wohl auch nur ein Tagelöhner werden, ich sollte schon mal üben, auf Palmen zu klettern. Dann, zu meinem 8. Geburtstag, hatten meine Eltern das Geld beisammen. Meine Lehrer meinten, für eine Nursery sei ich zu alt, sie würden es gleich mit der ersten Klasse versuchen, wenn ich da nicht mitkäme, müsse ich halt wieder gehen.

Also begann ich 1990 voller Eifer aber ohne Englischkenntnisse mit der Schule. Mein Hunger auf alles, was mit Lernen zu tun hatte war so groß, dass ich schnell aufholte, schon 1997 konnte ich die Primary School positiv abschließen, und nicht nur positiv, man gab mir eine gute Empfehlung für eine weiterführende Schule, aber – wie so oft in meinem Leben hieß der Standardsatz: »Kein Geld.«

Also musste ich wieder warten und irgendwie die Schulgebühren verdienen. Ich machte mich also mit 15 Jahren selbständig als Kokosnussverkäufer, etwas, was ich auch in allen Schulferien tun musste, denn es wurde natürlich finanziell nicht leichter, je länger die Schule dauerte. Trotz aller Bemühungen kam es immer wieder vor, dass ich nach Hause geschickt wurde, weil ich irgendeine Zahlung nicht leisten konnte, immer wieder also Unterbrechungen, in denen ich zuhause lernte, nachts, denn tagsüber versuchte ich, Geld zu verdienen. Aber es gelang mir, die Secondary School mit exzellenten Ergebnissen abzuschließen, so gut, dass man mir nahe legte, doch zu studieren. Aber die Geschichte wiederholte sich – kein Geld.

Wie soll man eine Universität bezahlen, die zum Start schon umgerechnet 1.500 Euro verlangt? Aber ich wollte nichts mehr, als der Armut entkommen. Ich brannte lichterloh, und ich wusste, ich musste das schaffen, irgendwie. Also begannen drei harte Jahre, in denen ich Tag und Nacht arbeitete, meistens für irgendwelche indischen Geschäftsleute. Trotzdem schien der Berg einfach zu hoch.

Meine Eltern, die meine Verzweiflung sahen, trafen daraufhin eine Entscheidung, die ihnen sicher nicht leicht gefallen ist. Einer meiner älteren Brüder war vor Jahren bei einem Arbeitsunfall ums Leben gekommen, die Versicherung des Arbeitgebers zahlte damals einen kleinen »Schadensersatz«. Meine Eltern kauften davon ein kleines Haus, das sie vermieteten, während wir selbst in einer viel schlechteren Behausung lebten. Aber diese Mieteinnahmen sicherten uns zeitweise das Überleben. Nun wurde dieses Haus schweren Herzens verkauft, damit ich mein Studium bezahlen konnte.

Mit diesem Hintergrund ist wohl verständlich, dass ich alles daran setzte, das Studium in Mindestzeit zu schaffen, mit Bestnoten, denn das war ich schon allein meinen Eltern schuldig.

Schon in der Secondary School lernte ich ein Mädchen kennen, und wir verliebten uns. Sie absolvierte eine Ausbildung als Bürokauffrau, ging später dann zur Polizei, ich war weit entfernt an der Uni. Es kam, wie es vielleicht kommen musste. Ich konnte mich nicht kümmern, hatte wenig Zeit, sie hat sich wohl etwas anderes erwartet und verliebte sich in einen anderen Mann, eine ganz große Tragödie für mich. Ich war so verletzt, dass ich mich noch mehr in meine Studien festbiss.

Ich schaffte es schließlich und hielt meinen Abschluss als Computertechniker in den Händen, zusätzlich absolvierte ich noch Kurse in Wirtschaft und Kommunalverwaltung, und konnte sehr schnell gute Jobs finden in Nairobi und in Mombasa. So konnte ich meinen Eltern einiges zurück zahlen, meine Familie unterstützen und einiges sparen.

Mein großer Wunsch war es aber immer, mich selbständig zu machen, anderen Menschen Arbeit zu geben, und außerdem wollte ich Kindern helfen, die es genauso schwer haben, wie ich es hatte.



Ich eröffnete ein Computergeschäft in Kilifi, wo ich auch Handys verkaufe, Handys auflade, Computer repariere, ein gutes Geschäft. Ich fing an, den Gebrauch von Computern auch zu unterrichten, und dabei kam auch die Liebe zurück in mein Leben. Es gab eine Schülerin, Priscilla, die nach der Ausbildung weiterhin für mich im Laden arbeitete und in die ich mich verliebte. Und diesmal passte alles, im Mai 2009 haben wir geheiratet, im April 2010 kam unsere wunderbare Tochter Jamilah zur Welt, mein Glück war perfekt. Aber ich wollte es unbedingt teilen und etwas abgeben, wie ich es mir immer vorgenommen hatte. Ich werde die Kämpfe und Schwierigkeiten meiner Kindheit niemals vergessen, vielleicht konnte ich anderen Kindern helfen, damit sie es leichter haben würden.

Ich fand eine religiös orientierte Organisation, die landesweit operierte, um das Leben der Menschen zu verbessern, und in der ich mich engagierte. Der Name der Organisation war »Inua Maisha«, was soviel heißt wie »Steigerung der Lebensqualität«. Wir gründeten eine kleine Ortsgruppe dieser Organisation; ich wurde der Koordinator der verschiedenen Projekte, wobei der Schwerpunkt vor allem auf Landwirtschaft und Eigenversorgung der Familien lag. Ich war angekommen und nahm mir fest vor, alles zu tun, um so vielen Kindern wie möglich dabei zu helfen, dass sie niemals so leiden müssten, wie ich es musste.

Aber das Problem der Organisation war auch hier – Geld. Es gab zu wenig Unterstützung für die Ideen, die wir hatten.

2008 traf ich Mr. Karani, und er erzählte mir von dem Projekt, das er betreute, von der Schule, von Mama Gabi und ihrem Engagement, und ob ich nicht Teil davon sein wolle, er wäre gerade dabei, eine eigene NGO zu gründen. Ich begann, mich als Volontär einzubringen und sehr eng mit Mr. Karani zusammen zu arbeiten, und was ich da erlebte, beeindruckte mich sehr. 2012 dann lernte ich endlich Mama Gabi – oder Mama Karemba, wie die Mütter sie nennen - persönlich kennen, und sie fragte ich, ob ich mir vorstellen könne, Vollzeit und in Anstellung für Gapeka, wie die Organisation inzwischen hieß, zu arbeiten.

Für mich war dies ein sehr schwieriger Augenblick, denn mein Geschäft lief gut. Wenn ich Ja sagen würde, dann würde ich voll und ganz für Gapeka arbeiten wollen, keine halben Sachen. Dies würde aber bedeuten,



dass ich weniger Zeit haben würde für mein eigenes Geschäft. (Mama Gabi meinte nur, ihr ginge es genauso, und es gäbe ja noch die Nacht). Meine Frau war einverstanden, mehr in unserem Geschäft zu arbeiten und ich stellte noch Personal ein, damit ich selbst frei gespielt wurde. Und ich sagte Ja. Ja zu ,Gapeka, ja zu Mama Gabi, ja dazu, zu helfen. Ich wusste, ich würde nicht glücklich sein, wenn ich diese Gelegenheit verstreichen lassen würde, dem Leben etwas zurück zu geben. Niemals wollte ich meine eigene Armut vergessen.

Gottes Kindern zu helfen, ist Gott zu helfen. Ich habe es nie bereut, Teil dieses Projektes zu sein.



Unterwegs auf drei Rädern

Man hört sie schon von weitem, und das Geräusch ist einfach unverkennbar und hat wohl dem ganzen Gefährt den Namen gegeben – Tuktuk. Drei Räder, eine Plastikplane als Dach, vorne sitzt der Fahrer, hinten je nach Körpergröße zwei bis drei Mitfahrer. Wenn es Kinder sind, passen auch schon mal unglaubliche 6 in solch ein Gefährt. Und es ist noch dazu für alle Kinder der größte Spaß, da einmal mitfahren zu dürfen, rangiert noch vor Süßigkeiten. Ja, und sogar einen kleinen Kofferraum gibt es.

Eine Gegend ohne Tuktuk – unvorstellbar. In erster Linie dienen die Gefährte als verbilligte Personenbeförderungsmittel, sogar einen eigenen Führerschein braucht man. Sie sind preiswert, zumindest viel preiswerter als herkömmliche Taxis, man kommt mit ihnen selbst in unwegsames Gelände, denn sie sind viel robuster als Autos und klein und wendig – zur Not genügen vier kräftige Männer, und man hebt sie über ein Hindernis – und vor allem, sie fahren mit Diesel, und davon brauchen sie nur sehr wenig. Benzin kostet in Kenia fast so viel wie bei uns, vor allem aber, es gibt Tage, da gibt es kein Benzin an den Tankstellen, und der gesamte Verkehr kommt zum Erliegen. Tuktuks fahren aber immer.

Solch ein Tuktuk in Quietschrot war unser erster fahrbarer Untersatz für unsere Schule und eine große Erleichterung. Natürlich hätten alle männlichen Wesen um mich herum lieber gleich ein Auto gehabt, aber das war anfangs einfach im Budget nicht drin. Oder wie ich es immer erkläre: »Ich bin eine Frau, daher bauen wir zuerst die Schule und dann kaufen wir ein Auto. Mir ist aber klar, ein Mann würde zuerst das Auto kaufen und dann die Schule bauen«. Daniel, neben Simon, dem Tischler, Charles als »Mädchen« für alles und Elvis, unserem Computergenie, ebenfalls einer von Karanis Söhnen, der in unserer Schule arbeitet, konnte also zuerst einmal mit dem Tuktuk üben, bevor er 2012 dann endlich das heiß ersehnte Auto bekam. Schon diese Stellung war eine, um die ihn sehr viele Kenianer glühend beneideten.

Wir brachten Kinder damit zum Arzt, Daniel fuhr zu den Familien und erreichte selbst die entlegenste Hütte, wir transportierten Lebensmittel und kutschierten unsere Besucher zur Schule und zurück. Preis für die bessere Variante aus dem Hause Piaggi – rund 4.000,- Euro, allerdings nagelneu und mit Spezial-lackierung. Inzwischen haben wir, wie gesagt, auch ein Auto, aber unser Tuktuk ist nach wie vor im Einsatz, wird geliebt und gepflegt und ist ein Teil unserer Schule.



Neben dem Tuktuk ist die billigste Variante, weite Entfernungen zu überbrücken, das Matatu, ein Sammeltaxi ohne feste Haltestellen. Man steht einfach am Straßenrand, hält eines an und hofft, dass sich noch ein Platz findet. Es sind kleine Vans, total abgeliebt, bei manchen sitzt man auf den Sprungfedern, und transportiert wird alles, was irgendwie mitmuss. Dazu gehören neben Menschen auch totes oder lebendes Geflügel, Säcke mit Maismehl oder Bohnen, Holz, Palmwedel für die Dachreparatur, Taschen, Rucksäcke und natürlich jede Menge Kinder. Meistens noch an der Mutterbrust, wobei natürlich während der Fahrt unbekümmert gestillt wird. Man trifft Bauern und Geschäftsleute in Anzug und Krawatte, Analphabeten neben solchen, die eine britische Tageszeitung lesen. Das einzige, was man ertragen muss, ist, dass die Kleinbusse, die bei uns für 8 Personen zugelassen wären, locker mit bis zu 16 Menschen samt Zubehör gefüllt werden. Und wenn man glaubt, jetzt passt aber wirklich niemand mehr hinein, macht der Fahrer eine etwas stärkere Bremsung, wodurch sich alles wieder neu zusammenschiebt und noch ein kleiner Spalt frei wird. Und genau dort passt dann noch die Mutter mit zwei Kindern hinein. Wenn man aussteigen will, klopf man einfach an die Karosserie, und das Taxi hält. Für die Strecke von Kilifi nach Mombasa, also ein bisschen mehr als eine Stunde Fahrt, zahlt man einen Euro. Ein »echtes« Taxi würde mindestens 50 Euro verlangen, je nach Verhandlungsgeschick.

Zur Grundausstattung eines Matatus gehören der Fahrer und sein Helfer. Dieser hängt meistens halb aus dem Fahrzeug und hat die ehrenvolle Aufgabe, während der Fahrt das Geld einzutreiben und zu entscheiden, ob noch jemand zusteigen darf oder nicht. Und noch etwas muss man irgendwie aushalten – diese Autos haben ein Radio, und das will genutzt werden, laut. Sehr laut. Einen weiteren Fahrzeugtyp trifft man häufig an – Motorräder, meistens richtig schwere Maschinen. Diese werden von größeren Unternehmen an Subunternehmer vermietet, die sie genauso einsetzen wie ein Taxi. Der Vorteil ist, dass man überall hinkommt, auch in unwegsames Gelände, wo es keine Straßen gibt, und dass die Fahrt natürlich billig ist.

Ansonsten geht man zu Fuß, die Lasten auf dem Kopf. Kein Wunder also, dass die Fahrräder, die wir unseren größeren Kindern schenken, für die ganze Familie ein Segen sind. Man kann jetzt Wasser, Feuerholz oder ein krankes Kind auf dem Gepäckträger transportieren. Viel mehr also, als nur ein Spielzeug.

Leben und Sterben



Wie in jedem armen Land wird auch in Kenia kaum ein Kind in einem Krankenhaus geboren, schon allein, weil das Geld kostet. Natürlich, wer dazugehören will, wer es zu etwas gebracht hat, der leistet sich auch ein Krankenhaus, alle anderen entbinden in ihren Hütten, assistiert von Mutter, Schwester, Nachbarin oder auch schon mal der halb erwachsenen Tochter. Und die meisten Mütter erledigen dies wirklich für unsere Verhältnisse im »Vorbeigehen«. Ich habe oft Familien besucht, wo man mir stolz das neue Baby gezeigt hat, und auf meine Frage, wann es denn zur Welt gekommen sei, antwortet die Mutter, so vor zwei Stunden, sie habe inzwischen schnell Wasser geholt, Feuer gemacht usw. Wie oft hab ich in den letzten Jahren solch ein Bündel in den Arm gelegt bekommen. Viele Kinder heißen inzwischen Gabriela oder Gabriel oder Peter oder Karembo. Falls ich wirklich genau zur Geburt vor Ort bin und eine der ersten, die solch ein kleines Lebewesen zu sehen bekommt, dann ist mein Geschenk auch oft, in drei Jahren darf es zu uns in die Schule gehen. Und eines dieser schrumpeligen kleinen Bündel habe ich heute auch als eigenes Patenkind, die kleine Linette, inzwischen schon drei Jahre alt.



Wenn ein Kind in einem Krankenhaus zur Welt kam, dann wird es, ähnlich wie bei uns, natürlich sofort auch amtlich registriert, bekommt eine Geburtskarte und das Geburtsdatum, das dann dort eingetragen ist, ist auch wirklich korrekt.

Anders, wenn ein Kind zuhause geboren wird. Der Staat droht zwar mit Repressalien, wenn ein Kind nicht ordnungsgemäß angemeldet wird, aber solch eine Registrierung kostet Geld. Die Säuglingssterblichkeit ist aber sehr hoch, also denkt man einfach praktisch und wartet mal ab, ob dieses kleine Wesen das zweite Lebensjahr überhaupt erlebt. Hat ja niemand gesehen. Und dann meldet man sein Kind halt manchmal erst mit zwei oder drei Jahren offiziell als geboren an. Die Behörde trägt aber das Datum der Anmeldung als Geburtsdatum ein. Selbst

unser Richard Karani ist in Wahrheit älter, als es im Pass steht. Aber diese offizielle Geburtsanmeldung bleibt eben ewig. Manchmal wissen die Mütter auch überhaupt nicht mehr, wann ihr Kind geboren wurde. Nur, dass in dem Jahr der Mais gerade so hoch stand oder es heftiger als sonst geregnet hat. Viele unserer Geburtsdaten sind Schätzungen. Auch aus diesem Grund ist den Kenianern gar nicht so bewusst und klar, was wir ständig mit dem Thema Geburtstag wollen. Das ist einfach nicht wichtig. Niemand fragt in Kenia nach dem Geburtsdatum. Man fragt höchstens mal nach dem allgemeinen Alter, und auch das genügt ungefähr.

Babys werden getragen. Von der Mutter, der Großmutter, der Nachbarin, irgendeiner Verwandten, von Geschwistern, sobald sie selbst irgendwie laufen können. In Kenia gibt es dazu eine unumstößliche Meinung: Solange ein Baby getragen und nicht irgendwo hingelegt wird, kann es nicht sterben. Jedes Kind ab ungefähr 4 Jahren weiß, wie man ein Baby auf dem Rücken trägt, keine Kurse, in denen man das lernen muss. Als ich das unseren Müttern mal erzählt habe, dass es in Europa Kurse gibt, in denen man das Tragen von Babys lernt, wollten sie gar nicht mehr aufhören zu lachen.

Natürlich gibt es auch keine so wunderbaren »Tragehilfen« wie bei uns in Europa. Das Universaltuch Kenias ist ein Kanga, ein langes bunt bedrucktes Stück Stoff aus fester Baumwolle, hunderte Male gewaschen, das für so ziemlich alles verwendet wird: Als Kleidung der Frauen, als Kopfbedeckung gegen die unerbittliche Sonne, zerschnitten als Damenbinden oder später Windeln, als Decke gegen Kälte und Regen, und eben auch um sein Baby zu tragen.

Dazu beugt man sich ein wenig vor, nimmt sein Kind am Arm und legt es sich auf den Rücken und dann bindet man das Tuch fest um den kleinen Körper. Nur ganz frisch geschlüpfte Babys werden vorn getragen, bei älteren Babys wäre das unpraktisch, denn – man trägt sein Kind nicht nur, damit es dem Kind gut geht, sondern vor allem, damit man die Hände frei hat. Denn kenianische Mütter kennen weder Mutterschutz noch Karenzzeit und Erziehungsgeld. Eine Mutter arbeitet. Manchmal eben schon wenige Stunden nach der Geburt. Dazu braucht sie freie Hände und zusätzlich Platz, um auch noch etwas auf dem Kopf zu transportieren, Feuerholz zum Beispiel oder einen 20-Liter-Behälter mit Wasser.



Zwischendurch wird gestillt, indem man das Baby einfach »nach vorne« holt. Ältere Babys bedienen sich dann schon mal selbst, während die Mutter einfach weiter ihrem Tagesgeschäft nachgeht. Noch etwas ist praktisch bei dieser Behandlung: Kaum ein Baby trägt nach ein paar Wochen Erdendasein noch Windeln. Jede Mutter merkt an den Körperbewegungen, dass ihr Kind jetzt gleich urinieren muss, nimmt es aus dem Tuch, hält es über den Boden, und nachdem das erledigt ist, geht es wieder zurück ins Nest.

Manchmal stelle ich mir dann vor, wie entsetzt »meine« Mütter wären, wenn sie sehen könnten, wie wir im reichen Europa unsere Kinder in einem Kinderwagen schieben. Wäre in den Augen einer Kenianerin wahrscheinlich genauso grausam wie ein Gitterbett. Denn auch hier ticken die Uhren anders. Kein Kind schläft allein, als Baby nicht, da schläft es bei der Mutter oder sogar Großmutter im Bett, aber auch später nicht, denn da gibt es Geschwister oder Verwandte. Kinder teilen sich zu dritt ein Bett, kuscheln, erzählen sich Geschichten, ein Kinderzimmer für sich allein würde wohl jedem völlig absurd erscheinen.

Bei aller Sozialromantik muss man aber auch eines deutlich sehen: Solange die Kinder sehr klein sind, sind sie ständig in der Nähe der Mutter oder einer anderen Betreuungsperson, werden gestillt, am Körper getragen, sind immer dabei. Das ist es, was uns so fasziniert, was viele heute als Vorbild nehmen unter dem Titel »zurück zur Ursprünglichkeit«.

Aber – sobald das nächste Kind da ist, wird Kind Nummer eins sehr unsanft aus dem Nest geworfen, und dies wird gern übersehen bei unserer Schwärmerei. Natürlich wird gestillt, solange es geht, aber für zwei Kinder reicht die Milch selten. Und manchmal reicht die Kraft, um zwei Kinder zu tragen eine kurze Strecke lang. Häufiger aber muss das erste Kind selbst laufen, sobald es nur gelernt hat, die Füße zu benutzen. Manchmal kann es bis zum Alter von drei Jahren im Mama-Bett schlafen, länger auf keinen Fall. Dann heißt es, ab zur Restfamilie, Mama braucht das Bett wieder für sich, für den jeweiligen Partner oder für das nächste Baby.

Eingewöhnungszeit im Kindergarten? Wozu? Das Kind wird angemeldet, wird aufgenommen, welch ein Glück, die Mama kann sofort arbeiten gehen oder was sonst eben ihr Tagwerk ist. Anders als bei uns fühlen



sich aber immer irgendwelche älteren Kinder zuständig, nicht nur die eigenen Geschwister. Ein Kind steht weinend auf dem Schulhof? Man kann sicher sein, dass binnen einer Minute irgendein größeres Kind vorbeikommt, das Kleine an der Hand nimmt und beruhigt. Kenianische Eltern spielen auch nicht mit ihren Kindern, das tun auch wieder andere Kinder. Ein Buch vorlesen? Etwas basteln? Mit der Puppe spielen? Dreimal Ja, aber mit anderen Kindern, nicht mit den Eltern.

Natürlich könnte man jetzt darüber diskutieren, welche Methode die bessere, die richtigere ist, aber wie immer, wird es wohl der gute Mittelweg sein, wenn man es sich aussuchen kann. Kenianische Mütter können sich das aber selten aussuchen, sie müssen arbeiten, den Haushalt versorgen, was allein schon bedeutet, von weit her Wasser zu holen und Feuerholz, und vor allem, es gibt selten weniger als 4 bis 5 Kinder.

Ich habe aber trotzdem selten so viele glückliche, lachende, entspannte Kinder gesehen. Und was vor allem auffällt, Kinder haben in Kenia auch Pflichten, je nach Alter kleinere oder größere. Sie sind Teil des Familienverbandes, wichtig, aber nicht wichtiger als alle anderen. Sobald sie groß genug sind, wird von ihnen Mitarbeit erwartet, Geschwister oder Ziegen hüten, am Feld mithelfen, Wasser holen, Hütte kehren, Feuerholz sammeln. Verantwortung für die Gemeinschaft beginnt sehr früh.

Am Ende des Lebens ist es dann wieder die Gemeinschaft, die zusammenkommt, die Eltern, Großeltern und Verwandte pflegt. Da es keine Einrichtungen dafür gibt, wohin man es delegieren könnte, bleibt Pflege Teil der Familie. Dafür hat man Kinder in die Welt gesetzt, viele Kinder, denn einige werden sterben, einige werden vielleicht weit entfernt arbeiten, nur wenige werden eine Arbeit finden, aber wenn es nur ein Sohn ist oder eine Tochter, die im Alter dafür sorgt, dass man nicht verhungert, dann hat es sich ausgezahlt.

Da in Kenia die Ahnen immer allgegenwärtig sind, man diesen Ahnen unbedingt Respekt zollen muss und man, wenn man stirbt, eben zu diesen Ahnen »hinüber«geht, ist auch klar, dass man den Gestorbenen ebensolchen Respekt erweisen muss.

Dies beginnt bereits damit, dass man zwischen Sterben und Beerdigen möglichst nur ein bis zwei Tage vergehen lässt, alles andere wäre respektlos. Alle Nachbarn und männliche Familienmitglieder helfen und graben gemeinsam ein tiefes Loch. Friedhöfe in unserem Sinne gibt es nicht, wer auch nur über das kleinste Stückchen Land verfügt, der begräbt seine Toten auf eigenem Grund und Boden. Die ganz armen müssen sich irgendwo ein Plätzchen suchen, das niemandem gehört, meistens finden sich aber Nachbarn oder Verwandte, die den Platz zur Verfügung stellen, schon allein, um sich nicht den Zorn des Verstorbenen zuzuziehen.

Ich erinnere mich, als Karani in Wien war, habe ich mit ihm auch den berühmten Wiener Zentralfriedhof besucht, der größte Friedhof Österreichs mit langen Reihen von Gräbern. Karani war sehr still, sehr betreten, und beim Verlassen kam dann die Frage, ob wir in Österreich denn so viele arme Menschen hätten, warum man die nicht alle bei sich zuhause beerdigt. Völliges Unverständnis darüber, dass man bei uns nicht einmal seinen Hund im eigenen Garten vergraben darf.

Eine Beerdigung ist natürlich traurig für die Verwandten, und man weint und schreit und lamentiert. Aber – man feiert auch, lässt es sich gut gehen, versucht, das letzte Geld zusammenzukratzen, um alle Freunde und Verwandten zu bewirten. So mancher verschuldet sich hier auf Jahre, aber alles andere würde sich erstens rächen und zweitens hätte man bei den Nachbarn keinen guten Stand mehr.

Heute weiß ich, den meisten Respekt der Anfangszeit habe ich mir dadurch erworben, dass ich einer unserer Familien die Beerdigung der sehr alten Großmutter gezahlt habe. Auch heute noch gibt es bei einer Beerdigung eines nahen Angehörigen in einer unserer Familien einen Zuschuss, und die beiden einzigen Kinder, die wir bisher durch Tod verloren haben, Prisca und Betty, da habe ich selbstverständlich die Beerdigung komplett bezahlt, ein ganz großer Trost für die Familien.

Die Sache mit dem Brautpreis



Viele kennen sicher die zahlreichen Erzählungen von Frauen, die aus dem Urlaub in einem afrikanischen oder arabischen Land zurückkommen, und dann – je nach Einstellung stolz oder empört - berichten, wie viele Kamele, Pferde, Ziegen man für sie geboten hätte. Das ist natürlich für Touristen gemacht und hat mit einem echten Brautpreis nichts zu tun. Der echte Brautpreis wird nämlich nie mit der Braut verhandelt, sondern mit den Eltern von Braut und Bräutigam, DIE müssen sich einigen, die Heiratswilligen haben da nichts mitzureden. Und ja, diesen Brautpreis gibt es bis heute, auch unter sehr gebildeten und höhergestellten Personen, und er wird insgesamt sehr ernst genommen, gilt doch eine Ehe erst wirklich und richtig als vollzogen, wenn Geld geflossen ist.

Wer zahlt? Der Vater des Sohnes, denn im Grunde genommen ist es doch so, dass die Brauteltern nun viele Jahre in das Mädchen investiert haben, Essen, Wohnen, Ausbildung, jetzt übersiedelt sie praktisch in die Familie des Mannes, wird dort auch als Arbeitskraft eingesetzt, kann also ihre eigenen Eltern nicht mehr betreuen, also braucht man eine Ablöse. (An dieser Stelle wird auch klar, dass die Betreuung der alten Eltern fast immer, wenn vorhanden, durch die Schwiegertöchter erfolgt, man diese also schon aus reinem Eigennutz gut behandelt.)

Auch heute noch gibt es viele arrangierte Ehen, also nicht die typischen Liebesheiraten, wie wir sie kennen. Wenn man sich auch noch liebt, wunderbar, Voraussetzung ist dies aber nicht wirklich. Mögen, respektieren, sich gut verstehen – Ja. Liebe, vielleicht.

Der erste Schritt geht dabei immer vom Vater des Bräutigams aus, der meistens jemanden beauftragt, sich mal nach einem Mädchen umzusehen. Solch ein Brautwerber kann ein naher oder entfernter Verwandter sein, es kann aber auch eine ganz fremde Person sein, die sich damit eine kleine Provision verdient. Sollten sich Braut und Bräutigam aber schon vorher kennen und lieben gelernt haben, dann wird irgendwann einmal der Sohn zu seinem Vater kommen und ihm mitteilen, dass man die passende Frau gefunden habe.

Nun ist es die Aufgabe des Vaters, die Eltern der Braut aufzusuchen und um die Hand der Tochter anzuhalten und eben auszuhandeln, was man sich denn so an Brautpreis vorstellt. Und das kann dauern. Man sitzt zusammen, plaudert, macht Smalltalk, immer mehr Verwandte trudeln ein, die auch mitreden, und irgendwann zieht man sich mit zwei oder drei Zeugen für jede Seite zurück, und dann geht es ans Eingemachte.

Der Brautpreis richtet sich nun nach verschiedenen Dingen. Wichtigstes Kriterium ist natürlich die gesellschaftliche Stellung beider Elternpaare. Welchen Beruf haben die Väter, wie viel Geld besitzen sie oder wie viel Land oder wie viel Ziegen, aber auch, wie viel hat man in die Ausbildung der Tochter investiert? Ist sie jung, besteht die Aussicht auf reichen Kindersegen, kann sie hart arbeiten?

Irgendwann einigt man sich auf einen Betrag und auch darauf, wie dieser zu zahlen ist. Vor der Eheschließung muss es zumindest eine Anzahlung geben, danach kann man auch abstottern. Solange aber nicht alles, was vor Zeugen vereinbart wurde, auch tatsächlich abgezahlt ist, bleibt die Tochter rein rechtlich Eigentum ihrer Eltern, und auch die aus dieser Verbindung entstandenen Kinder gehören der Frau und deren Ursprungsfamilie. Im Falle einer Trennung kann der Vater des Bräutigams natürlich auch einen Teil des Betrages zurückverlangen, weshalb für eine echte Scheidung auch wieder die Einwilligung der Eltern erforderlich ist.

Natürlich wird heute oft nicht mehr alles so heiß gegessen wie gekocht, zumindest in der gebildeteren Schicht. Dennoch, einen Mann zu heiraten, ohne dass die Eltern dafür Geld bekommen, und sei es auch nur symbolisch, wäre ungefähr so, als würden die Eltern einen wegwerfen, als wäre man nichts wert. Kein Mädchen, keine Frau, die nur ein wenig Selbstachtung hat, würde das tun, denn daran hängt später auch die Achtung, die ihr Ehemann vor ihr hat. Man könnte auch flapsig sagen: Je teurer die Braut war, umso besser wird sie später behandelt, schon allein, weil die Scheidung zu teuer käme.

Ab dem Augenblick, an dem sich die Eltern einig sind, beginnt sozusagen die Verlobungszeit. Im Grunde genommen ist dies nun die Zeit, die man braucht, um das Geld aufzutreiben, daher kann sie kürzer



oder länger dauern. Meistens aber braucht man mindestens ein Jahr, manchmal auch zwei. Schnelle Heirat gibt's also nicht, außer man brennt durch. Es kann durchaus schon vorkommen, dass man schon zusammenlebt, ja, dass man sogar schon gemeinsame Kinder hat, trotzdem gilt man nicht als verheiratet, genießt keinerlei Schutz oder Rechte. Eine Frau, die was auf sich hält, wird sich hüten, bei unseren sehr armen Familien ist dies aber häufig anzutreffen.

Der Brautpreis ist auch kein Geheimnis, beide Seiten sind ja durchaus stolz darauf. Und damit man sich einmal vorstellen kann, von welchen Preisen wir hier reden: Daniel, Karanis Sohn, hat für seine Betty umgerechnet Euro 500,- an die Eltern zahlen müssen. Zwei volle Monatsgehälter seines Vaters also. Für einen armen Tagelöhner wären es vielleicht nur 50 Euro – egal, der Preis wird auf jeden Fall so angesetzt, dass man das nicht einfach so aus dem Ärmel schüttelt. Ich denke, unter diesem Aspekt ist die ganze Sache durchaus eine Überlegung wert.

Nicht ohne Handy



Viele Besucher, die zum ersten Mal in Afrika sind, wundern sich darüber, dass scheinbar selbst sehr arme Menschen eines auf jeden Fall besitzen – ein Handy. Wie kann das gehen – kein Geld für eine tägliche Mahlzeit, aber mobil telefonieren? Sind die Menschen etwa gar nicht so arm?

Zunächst muss man dazu anmerken, dass die wirklich sehr armen Bewohner, die tatsächlich nicht wissen, wie sie die nächste Mahlzeit zusammenbekommen sollen, nicht über ein Handy verfügen. Manchmal ist es nur für diesen einen Anruf ausgeborgt, den man da gerade beobachtet. Aber es stimmt natürlich schon, das mobile Telefon ist aus der afrikanischen Landschaft nicht mehr wegzudenken, vor allem, weil kaum ein Haushalt über einen Festnetzanschluss verfügt. In Kenia gibt es inzwischen mehr als 10 Millionen Mobiltelefone, durchwegs betrieben mit sogenannten Prepaid-Karten. Für uns Europäer ist Handytelefonieren hier unglaublich billig, einen halben Euro muss man für die billigste Karte investieren, mit einem Euro – und da spreche ich aus Erfahrung – »simse« ich selbst während meines Aufenthaltes gut ein dutzend Mal nach Europa.

Aber auch für die armen Kenianer hat es viel gebracht, ein Handy zu besitzen, oft gar nicht zum Selbertelefonieren, sondern viel häufiger, um erreichbar zu sein. Das mobile Telefon, das kann man wirklich sagen, hat in Kenia zu einem neuen wirtschaftlichen Aufschwung beigetragen. Viele Dienstleister sind über Handy erreichbar, man kann ein Taxi oder Tuktuk vorbestellen, einen Gärtner anrufen oder Bauarbeiter für ein Projekt »zusammentrommeln«. Selbst Bauern und Fischer können über Handy die aktuellen Preise am Weltmarkt erfahren und müssen sich nicht mehr vom örtlichen Händler über den Tisch ziehen lassen.

Und in einem Land, in dem kaum jemand ein Bankkonto bekommt oder sich leisten kann (dazu ist in jedem Fall ein Ausweis notwendig, woran es bei vielen Menschen schon scheitert) und man den Banken sowieso nicht wirklich traut, ist noch eine weitere geniale Idee entstanden. Man kann über Handy Geld verschicken, auch kleine Beträge und mit nur sehr geringen Spesen. Man zahlt beispielsweise in Kilifi bei einem Vertragspartner vor Ort, zum Beispiel dem Gemüsehändler, eine geringe Summe ein, schickt eine SMS an den Verwandten am Victoriasee, dieser geht mit der SMS zum nächsten Vertragspartner, vielleicht einer Tankstelle, und bekommt dort sein Geld. Gerade in einem Land, in dem Menschen oft





weit weg von zuhause arbeiten müssen, ihre Familie aber zurückbleibt, ein unschätzbare Dienst. Der Betreiber dieser genialen Idee (nennt sich M-Pesa, pesa = Geld), die Firma Safaricom, besitzt inzwischen 12.000 Vertragspartner und 5 Millionen Kunden. Und für diejenigen, die tatsächlich kein Geld zum Telefonieren haben, aber dringend mit jemandem sprechen müssen, gibt es noch die kostenlose Möglichkeit des »Flashens«. Man drückt eine Kombination aus Zahlen und Symbolen, daraufhin leuchtet beim Empfänger die Nachricht auf: »Please call me back.« Für den Sender kostenfrei, und ob man dann tatsächlich zurückruft, bleibt einem überlassen. (Raten Sie mal, wie oft man als »reicher« Europäer angeflasht wird?)

Unsere Freunde in Kenia sind Meister im Überwinden von Schwierigkeiten, an denen viele Europäer wahrscheinlich scheitern würden. Zum Beispiel dem Problem, dass es ja in Kenia nur an wenigen Orten Strom gibt. Wie lade ich das Handy auf? Auch hieraus ist ein neuer Geschäftszweig entstanden, selbst in den Slums. Ein Ladenbesitzer mit einer kleinen Trafostation bietet gegen ein paar Cent den Service an, das eigene Handy aufzuladen. Allen ist geholfen, und so mancher Besitzer einer solchen »Tankstelle« verdient im Monat mehr als ein Arzt. Auch wir sind in dieses Geschäft eingestiegen, indem wir ein paar Familien eine kleine Aufladestation geschenkt haben, betrieben mit Solarstrom. So können sich vor allem Mütter mit Kleinstkindern leicht ein paar Schillinge dazuverdienen. Außerdem sammeln wir in Europa gebrauchte Handys, die gern gekauft werden, so dass sich auch hier eine der Mütter ein Geschäft aufbauen konnte.

Und natürlich sind Mobiltelefone für unser Projekt fast unentbehrlich. Wenn ich für unsere Sponsoren und Paten schnelle Informationen benötige, muss ein Mitarbeiter nicht immer mühsam zur Familie hingehen, manchmal genügt ein Anruf, wenn nicht direkt in die Familie, so doch vielleicht beim Nachbarn. Wenn ein Kind während des Unterrichts krank wird, ins Spital muss, ein Anruf, und die Mutter ist informiert. Wir können Handwerker vorbestellen oder Lebensmittel und auch unsere Besuche ankündigen nach dem Motto »Alle am Dienstag in die Schule bitte, Mama Karemba kommt und will mit euch reden.« Und natürlich simse ich fast jeden Tag von Wien aus nach Kenia, um immer auf dem Laufenden zu sein.

Krank sein in Kenia

Krank zu sein, ist in keinem Land der Welt angenehm. Trotzdem gibt es natürlich Unterschiede. Nicht umsonst besagt jede Studie, dass es einen erheblichen Unterschied macht, ob man Geld hat oder nicht. Was in unserem Land nur eine Frage ist, liege ich in einem Ein-Bett- oder Zwei-Bett-Zimmer, muss ich beim Arzt länger warten oder nicht und welche Auswahl habe ich im Spital beim Mittagessen, ist in einem armen Land wie Kenia, in dem kaum jemand eine Krankenversicherung hat, oft tatsächlich eine Frage des Überlebens. Gibt es überhaupt eine Krankenversicherung? Ja, die gibt es. Sie funktioniert nicht unähnlich der unseren, aber nur ungefähr 5% der Bevölkerung, meistens Regierungsangestellte, verfügen überhaupt darüber. Und meistens deckt sie dann nicht den normalen Arztbesuch ab, sondern den absoluten Notfall mit Operation und Krankenhausaufenthalt.

Nehmen wir an, es handelt sich um eine einfache Familie in einer Hütte oder einem gemieteten Raum in der Nähe von Kilifi, ein Mitglied wird krank, und man möchte einen Arzt aufsuchen. Auch in Kenia gibt es private Einrichtungen und staatliche Hospitäler, wir haben in Kilifi das wirklich gut funktionierende District Hospital. Dort arbeiten angestellte Ärzte, die eine erste Konsultation vornehmen. Diese kostet beispielsweise bei uns in Kilifi 20 Keniaschilling, also umgerechnet 20 Eurocent. Das klingt natürlich nicht viel, aber oft lebt die Familie weiter weg, muss also entweder laufen oder noch ein Sammeltaxi bezahlen, ist manchmal dafür den ganzen Tag von zuhause weg. Und 20 KSH sind bei einem niedrigen Einkommen von vielleicht 1.000 KSH für die ganze Familie für den ganzen Monat sehr wohl eine Belastung.

Falls der Arzt jetzt eine schwerere Krankheit feststellt, benötigt er vielleicht ein Röntgenbild. Dieses kostet umgerechnet 4,50 Euro. Außerdem wird er Medikamente verschreiben, die ebenfalls in der Apotheke bezahlt werden müssen. In den kenianischen Apotheken werden die Tabletten übrigens aus genau diesem Grund auch einzeln verkauft, eine Tablette Aspirin also zum Beispiel oder ein Pflaster. Ganze Schachteln kaufen meistens nur die weißen Touristen. Wirklich schlimm wird es bei einem Spitalsaufenthalt oder sogar einer Operation. Das Spital zahlt man pro Tag, in einem staatlichen muss man mit ungefähr 2 Euro rechnen, zusätzlich zu den Medikamenten, die verabreicht werden. Und sollte es zu einer Operation kommen, entstehen Kosten ab 40 Euro.



All das mutet für uns mit unserem Einkommen natürlich wie das Paradies an, und tatsächlich ergeht es einem als gut betuchtem Europäer in Mombasa im Krankenhaus sehr gut. Diese Institution ist mindestens so gut wie jedes europäische Krankenhaus, sehr modern, sehr sauber, und falls man auf die Preise noch ein kleines Trinkgeld drauflegt, wird man fürstlich behandelt in jeder Beziehung.

Wenn ich aber von der Hand in den Mund lebe, kaum weiß, wie ich Reis oder Wasser bezahlen soll, mein Vermieter mir Wucherpreise für ein dunkles Zimmer abknöpft, und dann wird mein Kind krank und benötigt eine Operation, dann muss ich schon die Entscheidung treffen, warte ich noch eine Weile, bete um die Genesung, oder fahre ich gleich ins Krankenhaus? Eine Woche Spitalsaufenthalt, Operation, Medikamente – da können leicht 70 bis 100 Euro zusammenkommen. Das ist für manche das Einkommen eines halben Jahres.

In vielen Spitälern gibt es übrigens nur eine Art Notfallpflege. Es wird erwartet, dass sich die Angehörigen kümmern. Und entlassen wird man erst, wenn man die Rechnung bezahlt hat.

Was passiert bei einem Notfall, wo man nicht erst fragen kann, ob der Patient auch das Geld hat? Natürlich lässt man – meistens – niemanden sterben. Aber danach ist der nun gesunde Patient auf Jahre verschuldet.

Ich war früher oft zornig, wenn ich gehört habe, dass wieder eine unserer Mütter mit dem Kind viel zu spät zum Arzt gegangen ist, dass bei einem gebrochenen Arm kein Röntgenbild gemacht wurde. Wenn man sich diese Zahlen anschaut, denke ich, versteht man es besser.

Und aus diesem Grund sind wir für unser Projekt die Kooperation mit dem District Hospital eingegangen. Die Kinder und Familien können sich kostenlos untersuchen lassen, wir verrechnen direkt, im Falle einer Operation oder bei höheren Kosten fragen wir unsere Paten um einen Zuschuss. Selbst aufwendigere Operationen wie den Krebs bei einem kleinen Mädchen oder einen von Geburt an deformierten Fuß konnten wir so schon operieren lassen.

Baustelle Schule

Eben mal eine Schule bauen, die dann für die Ewigkeit hält, und man schaut nur noch interessiert und entspannt dem bunten Treiben zu, das ist natürlich ein Wunschtraum. Jeder Hausbesitzer weiß ein Lied davon zu singen, dass, kaum ist man an einer Ecke fertig, man an der anderen wieder mit Reparaturen anfängt. Dazu kommt das besondere Klima an der Küste mit hoher Luftfeuchtigkeit während der Regenzeit und ständigem Wind, das der Bausubstanz an sich nicht förderlich ist. Klar war auch, sobald wir die ersten Baumaterialien anliefern würden, wäre die erste Großtat ein Zaun, ein Tor und einen Wachmann davor, denn alles, was in Kenia nicht angekettet ist, wird sofort gestohlen.

Wie schon erwähnt, war auch unser erster Baumeister der Aufgabe nicht annähernd gewachsen, und da kann ich ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Ich hätte ja selbst nicht geglaubt, was alles hinter dem Satz steckt: »Wir bauen eine Schule«.

Außerdem ging es uns auch nicht wie einem Hollywoodstar, der mal schnell eine Million zur Verfügung stellt, wir konnten immer nur in kleinen Etappen denken und arbeiten, mal 3.000 Euro hier, dann 2.000 da, mussten aber natürlich so planen, wie es dann zum Schluss sein sollte. Vor allem mussten wir alle daran glauben, dass es auch mit unseren relativ bescheidenen Mitteln möglich sein würde.

Gerade in der Anfangszeit war auch der Informationsfluss noch nicht so gut »ausgebaut« wie heute. Meine einzige Quelle für alles war Karani, der für jede E-Mail in ein Internetkaffee gehen musste und vor allem selbst nicht unbedingt der Generation Internet angehört. Ein Foto zu senden dauerte lang, dazwischen gab es Netzausfälle, im Grunde kommunizierten wir wochenlang nur per SMS. Und die Fotos, die ich bekam, ließen nur ahnen, was sich da so alles auf der Baustelle tat. Wenn ich dann vor Ort war, ging die Meckerei los. Hier war eine Dachrinne undicht, dort klemmte die Tür, und das alles nicht nur einen Tag lang, sondern man akzeptierte diese gewisse Unvollkommenheit auch gern mal mehrere Monate. Ich wollte aber Vollkommenheit in »meiner« Schule, vor allem aber wollte ich es schön. Immer wieder versuchte ich zu erklären, dass ich es auch für die Augen wollte, Karani nickte, fand alles wunderbar, aber natürlich war er zunehmend überfordert. Vor allem zeigte sich, dass die lange Zeit, die er »gedient« hatte, die er sich von anderen Menschen klein halten lassen, ihn geprägt hatte. Wenn ich meckerte,



zog er den Kopf zwischen die Schultern, bei jeder noch so kleinen Kritik das schlechte Gewissen in Person, gab mir in allem Recht, auch wenn er selbst es viel besser wusste, Widerspruch kam ihm nicht in den Sinn. Mir ging es streckenweise wie in dem Witz mit dem alten Ehepaar: »Haben Sie jemals an Scheidung gedacht? An Scheidung nie, an Mord oft.«

Dazwischen hatten wir mit einem neuen Manager Ferdinand auch einen tatkräftigen Mann, der europäisch dachte und plante, von dem wir uns später aber aus anderen Gründen trennen mussten. In dem Jahr, in dem er für uns tätig war, ging aber viel weiter. Und richtig neue Impulse bekam alles dann mit unserem neuen Baumeister George. Eine bestimmte Vorgangsweise spielte sich ein. Ich bekam die Baupläne und Kostenvoranschläge, erteilte den Auftrag für einen neuen Abschnitt, es wurde gebaut, und wenn ich dann vor Ort war, begannen die Details. Hier wollte ich eine andere Farbe, dort noch eine Leiste, an anderer Stelle eine gemauerte Bank. Und ich muss sagen, viele Ideen, die ich so spontan kundtat, wurden sofort und mit Bravour umgesetzt, von Raumteilern bis Verfliesung, von eingearbeiteten Schränken und Tischen bis zu Kipfenstern. Ich wollte Blumen und abgegrenzte Wege und bekam genau das.

Was das ganze Projekt aber wesentlich einfacher machte als alles Vergleichbare in Europa, war, dass man in Kenia auf seinem eigenen Grund und Boden machen kann, was immer einem beliebt. Keine Abstände zur Grundstücksgrenze, keine bestimmte Höhe, Farbe, Form, alles ist erlaubt. Ich erinnere mich, als wir das zweigeschossige Gebäude planten, und mir klar wurde, wie hoch das eigentlich sein würde, wie eng an der Grundstücksgrenze und gleich dahinter die Hütten einiger Familien. Dürfen wir denn so hoch bauen? Warum nicht? Ja aber, die Familien dahinter sehen ja dann nicht einmal mehr den Himmel, wir nehmen ihnen ja die ganze Sonne. So eine blöde Frage kann wirklich nur eine Muzungu stellen. Antwort Karani und Baumeister: »Dann sollen sie froh sein, haben sie Schatten.«

Was mir immer wieder Juckreiz verursachte, war die Unordnung überall und die Angewohnheit, alles in Schachteln immer auf dem Boden zu lagern. Wenn ich das ansprach, stellte man schnell alles auf einen Tisch, verstand aber nicht wirklich, was ich eigentlich meinte. Irgendwie ging es mir wie damals mit meinen Töchtern, als sie im Schulalter waren. Auch da gingen unsere Auffassungen von einem aufgeräumten





KILIFI VONNALD SCHOOL

Zimmer weit auseinander. Also wurden überall Schränke eingebaut, Regale, Ablagen. Sicher muss ich in dieser Zeit allen wie eine ewige Meckertante vorgekommen sein. Papier am Boden? Aufheben, aber sofort. Handabdrücke an der Wand? Was kann man da tun? Die Tische im Speisesaal werden immer an die Wände geknallt und der Putz blättert ab? Eine gemauerte Fußleiste musste her, um die Tische auf Abstand zu halten. Und sobald ein Gebäude fertig war, wurde es sofort auch verschönert.

Wir engagierten einen Künstler, der uns farbenfrohe Bilder auf die Wand malte. Die Kinder waren so begeistert, dass wir ihn auf Dauer dabehielten, um den begabten von ihnen Unterricht zu erteilen, der Kunstclub war geboren.





In den Nurseryklassen wollte ich keine faden Bänke und Tische wie in den oberen Klassen, also kreierte unser Tischler Simon achteckige Tische, die kunterbunt angemalt wurden, dazu kleine Stühle, ebenfalls in allen Farben.

Wir brauchten Feuerlöscher und einen Erste-Hilfe-Schrank mit viel Inhalt, immerhin waren bei diesen vielen Kindern immer ein paar krank, verletzt, verschnupft, hatten Fieber, Halsweh, Bauchweh oder auch nur eine Schürfwunde.

Manchmal gab es aber auch gravierende Wünsche, die richtig ins Geld gingen. Unser Baumeister hatte beispielsweise für das zweistöckige Gebäude eine schöne Innentreppe vorgesehen, aber das konnte ich unmöglich akzeptieren. Nur eine Treppe? Was, wenn oben Panik ausbrechen würde? Wir hatten oben 4 Klassenzimmer mit also rund 100 Kindern? Ich bestand auf einer zusätzlichen Außenstiege, die natürlich nachträglich angebracht und aus Metall sein musste, dem teuersten Material in Kenia. Durch einen Kredit einer engagierten Patin ging es sich rechtzeitig zur Eröffnung aus.

2013 dann das bisherige Highlight. Mir war schon lange klar, unsere Schule würde Strom brauchen. Und wo, wenn nicht in einem Land wie Kenia mit viel Sonne, würde sich Solarenergie anbieten? Also wurde wieder gebettelt und Geld zusammengekratzt, Freunde angepumpt und mit einer Firma aus Mombasa gefeilscht. Das Teure waren gar nicht die Solarplatten, sondern die ganzen Vorbereitungen, viele Meter Kabel und ein Wechselrichter, aber während meines Februaraufenthaltes war es dann soweit, und der Augenblick war unbeschreiblich. Es war gerade Pause, aber alle älteren Kinder schauten nur aufs Dach und auf die Lampen im Vorraum. Dann der Moment, das Licht ging an, alle Köpfe drehten sich zu mir um, und es wurde geklatscht und gelacht, unbeschreiblich. Die großen Kinder wussten außerdem, mit dem Strom würden die Computer kommen, die ich ihnen versprochen hatte.

Und weil die drei Platten so viel Strom erzeugen, wurden danach auch die Leitungen herübergezogen zum Speisesaal, auch dort haben wir jetzt Licht. Übrigens sind wir die einzige Schule in Kenia mit Solarstrom.



Am liebsten alle oder wer darf zu uns?



Mindestens so oft wie die Frage »Wie hat denn alles angefangen?« kommt nach einer Weile des Erzählens der Punkt, wo mein Gegenüber wissen will, wie die Kinder, die das Glück haben, zu uns zu kommen, denn ausgewählt würden. »Wollen da nicht viele in diese Schule?«

Ja, seit sich herumgesprochen hat, was wir alles bieten, das Essen, den erstklassigen Unterricht, die vielen Freizeitaktivitäten, rennen uns die Mütter die Türen ein. Es sind im Übrigen nicht nur arme Familien, auch der Bürgermeister und der eine oder andere Politiker hat mich schon zur Seite genommen, um für seinen Sohn oder seine Tochter zu bitten. In diesem Punkt bin ich aber stur wie ein Panzer – wir sind eine Armenschule.

Jedenfalls hatten wir in den letzten drei Jahren bei jeder neuen Einschulung ca. 400 Mütter, die uns ihre Kinder bringen wollten, das würde bedeuten, 400 Schicksale, 400 Fotos, und dann spielt man Richter, denn man weiß im Grunde, dass all die Kinder, die man ablehnt, kaum eine Chance »da draußen« haben werden. Ich gebe zu, anfangs habe ich mich gedrückt, hab es allein Karani überlassen, aber in den letzten drei Jahren war dies anders. Heute kann ich sagen, nahezu alle Kinder unserer Schule werden von mir persönlich ausgewählt. Bevor ich aber weitererzähle, muss ich vorausschicken, dass wir jetzt bis 2016 einen absoluten Aufnahmestopp haben, denn die Schule platzt räumlich aus allen Nähten. Wir lassen unsere Klassen jetzt nur noch nach oben wachsen und schieben erst wieder von unten nach, wenn die ersten die Secondary erreicht haben und es unten Platz gibt. Außer wir finden einen Mäzen, einen Gönner, der uns hilft, weitere Räume zu schaffen. Vielleicht trägt dieses Buch ja dazu bei.

Aber jetzt, wie wähle ich aus? Nein, es gibt kein Casting, keine offizielle Registrierung in der Schule und dann grübele ich über irgendwelchen Listen. In Wahrheit ist es viel bodenständiger, denn rund die Hälfte der Kinder hole ich direkt von der Straße. Ein weiteres Viertel sind zumeist Geschwisterkinder, wo also bereits ein Kind der Familie in unserer Schule ist und wo es zuhause richtige Dramen gibt, weil dieses eine Kind so benedetet wird, der Rest bleibt für Härtefälle, die im Laufe des Schuljahres herein purzeln und wo man schnell helfen muss.

In den letzten drei Jahren waren es also vor allem die Familienbesuche, bei denen die Kinder aufgelesen wurden, denn immer gibt es Nachbarn, sitzt irgendwo im Dreck ein Kind, das mich anzieht. Es sind dann die Augen und das gesamte Verhalten, das mich dann anspricht. Ich plaudere mit einer Familie und sehe aus den Augenwinkeln versteckt halb hinter einer Mauer ein kleines Mädchen (ja, ja, ich weiß, die Mädchen!). Ich schaue dem Kind direkt ins Gesicht und warte auf die Reaktion. Wird es weglaufen? Ist es zu schüchtern, um näher zu kommen? Sind die Augen lebendig und wach oder lethargisch? Ich gebe Karani ein Zeichen, und da er inzwischen mein »Beuteschema« gut kennt, brauchen wir nicht einmal Worte, und er sieht auch kaum hin, fragt einen der Umstehenden, wo die Mutter von dem Kind da drüben sei, man solle sie holen. Gut, inzwischen wissen alle, was das heißt, man rennt, die Mutter aufzutreiben, und an dieser Stelle immer wieder bewundernswert, wie wenig Neid aufkommt. Hier sieht man die Chance für ein Kind, und alle wollen helfen. Dann lasse ich Karani mit der Mutter sprechen, mische mich nicht ein, er weiß inzwischen, welche Fragen ich beantwortet haben will. Und ich weiß an der Art und Weise, wie er übersetzt, an seinem Blick, ob er dafür ist oder nicht. Wenn wir uns einig sind, fragen wir die Mutter, ob sie die Vonwald-Schule kennen würde. Natürlich, jeder kennt diese Schule, es ist eine rein rhetorische Frage. Ob sie uns ihr Kind gern in die Schule geben würde. Und wenn man jetzt die kenianische Mentalität nicht kennen würde, würde man glauben, die Frau denkt noch nach, freut sich gar nicht so. Doch, sie freut sich, aber sie kann es noch nicht fassen, dass das Leben es einmal gut mit ihr meint, bei starken Emotionen schaut man dem anderen nicht ins Gesicht, auch ich tue das nicht, aber ich sehe manchmal, wie sie zittern, kaum atmen. Jetzt sage ich den magischen Satz, »komm am Montag zur Schule und lass dein Kind registrieren«. Und dann endlich atmen sie aus, umarmen mich, werden von allen Nachbarinnen beglückwünscht, das Kind springt zu seinen Spielgefährten, und alle freuen sich so. Zu fast jedem »meiner« 600 Kinder könnte ich erzählen, wie es zu uns gekommen ist, natürlich ganz besonders von meinen persönlichen 12 Patenkindern und denen meiner Familie. So besonders ist dieser Moment, dass man ihn nie wieder vergisst.

Kinder, die auf meinem Schoß bitterlich geweint haben, weil die Schwester oder die Cousine bei uns ist, immer erzählt, weil man so gern selbst auch in diese besondere Schule gehen würde. Und wenn ich dann



sage, du darfst auch kommen, wie ein Strahlen das ganze kleine Gesicht erfüllt.

Und dann natürlich die Härtefälle. Eine Mama wartet stundenlang auf mich, weil sie gehört hat, ich würde heute hier vorbeikommen. Karani kennt die Familie, erst vor wenigen Monaten ist der Vater bei einem Unfall tragisch ums Leben gekommen. Die Mutter ist sehr stark sehbehindert, hat nur noch ein Auge, dazu starke Atemprobleme, drei Kinder, das jüngste kam zur Welt, als der Vater schon tot war. Sie fragt Karani, ob wir ihr wohl ein paar Schillinge geben könnten, die ganze Familie habe schon zwei Tage nichts mehr gegessen. Inzwischen besuchen die Kinder unsere Schule, durch einen der Paten bekamen sie eine neue Hütte und zwei Ziegen dazu, die Kinder schlafen in Betten, und der älteste Sohn ist einer unserer besten Schüler.

Mein Francis hat sein Leben auf der Straße verbracht, hat mit Bettelei seine Familie ernährt, irgendwo unter einer Abdeckplane geschlafen. Er ist so ein hübscher Kerl, es wäre nur eine Frage der Zeit gewesen, bis er sich selbst an Touristen verkauft hätte. Heute ist er mein großer Sohn, der mir vor Jahren versprochen hat, er würde immer alles dafür tun, dass er nie schlechter als Position 3 in der Klasse sein würde. Bisher hat er dieses Versprechen immer gehalten, er ist brillant.





Der erste Satz des kleinen Fadhili war: »Ich hab sooo Hunger«. Dazu Arme und Beine wie Streichhölzer und ein Kopf, viel zu groß für die schwächliche Gestalt. Es hat ein ganzes Jahr bei uns gedauert, bis er endlich zugenommen hat. Anfangs hat er nur gewartet, bis Essenspausen waren, hatte immer Hunger. Jetzt endlich sehe ich, dass er zunimmt, sich entwickelt und sich bei den Pfadfindern engagiert.

Eine Familie, zwei Mädchen und ein Bub, sind schlagartig Vollwaisen geworden, die Mutter überfahren, der Vater schon vor Jahren gestorben. Die Tante wird sich kümmern, aber die Tante hat selbst Kinder. Drei Esser mehr also. Durch die Schule ist es möglich, dass die Kinder nicht in eines der staatlichen Waisenhäuser müssen, denn glauben Sie mir, das würden Sie keinem Lebewesen wünschen.

David war jahrelang unser Sorgenkind. Die Mama war bei der Geburt gestorben, auch einen Vater gab es nicht. Er selbst und seine zwei Brüder wuchsen bei der Oma auf, auch schon sehr alt. Wir haben ihn mit 2 Jahren schon übernommen, weil die Brüder mich gebeten hatten. Zuhause hat sich niemand gekümmert um ihn, stundenlang lag er irgendwo allein herum. Er war unterernährt, und mein erster Eindruck war, dass er auch geistige Schäden davongetragen haben könnte. Dreimal blieb er in der Babyklasse, träumte einfach nur vor sich hin, war kaum ansprechbar. Inzwischen ist er eine richtige Rübe, zwar nicht die Nummer eins der Klasse, aber er kommt mit, wird seinen Weg finden.

Martha, vier Jahre alt, deren Mutter schwer an Aids erkrankt ist. Seither ist die älteste Tochter zuhause und versorgt Mutter und Schwester. Martha, die mir mit einem viel zu ernsten Gesicht erklärt, »meine Mama wird sterben, darf ich in deine Schule?«

In der Schule können alle diese Kinder ihre Schicksale vergessen und einfach nur Kinder sein. Sie werden nicht nur gefüttert und mit Wissen vollgestopft, sie lernen auch, dass es nicht nur Elend gibt in der Welt, nicht nur Schmutz und Leid, sondern, dass es Hoffnung gibt, Schönheit, Zukunft und Menschen, denen sie wichtig sind.

Ein Findelkind

Kadzo erinnert sich an diesen besonderen Tag in ihrem Leben, als sei es erst gestern gewesen. Am späten Nachmittag ging sie los, um Feuerholz zu sammeln, als sie plötzlich ganz in der Nähe ein Baby schreien hörte. Erst dachte sie, es wäre eben eine Mutter mit ihrem Kind in der Nähe, aber das Schreien kam ihr irgendwie komisch vor. Man hörte gleich, dass es wohl ein ganz frisches Baby sein müsste, und sie ging näher in Richtung des Geräusches. Als sie schon ganz nahe war, merkte sie, dass das Schreien aus einem Gebüsch kam. Und dort lag tatsächlich ein Neugeborenes, mit dem Gesicht nach unten, und die Nabelschnur und die Plazenta lagen daneben. Alles war voller Blut und auf dem Kind jede Menge Ameisen, viele Vögel, die sich schon recht nahe herantrauten und sicher in den nächsten Minuten angefangen hätten, auf das Kind einzuhacken.

Kadzo verstummt und schüttelt sich noch immer bei dem Gedanken, wie knapp alles war. »Zuerst dachte ich, es hätte irgendwas mit dem Teufel zu tun«, meint sie. Aber dann rief sie laut um Hilfe, Zeugen kamen dazu und bestätigten, dass es keineswegs ein Teufel sei, sondern ein neugeborenes kleines Mädchen, das dringend Hilfe benötigen würde. Man rief die Polizei, um nicht später Probleme zu bekommen, und dann ging es mit Geschwindigkeit ins Hospital. Dort wurde das Baby eingehend untersucht, insgesamt dauerte das Ganze drei Wochen, in denen Kadzo nicht von der Seite der Kleinen wich. Und das war gut so, denn sie schildert, wie in der zweiten Woche ein sehr mysteriöses Pärchen zu Besuch kam und ihr die Kleine abkaufen wollte. Menschenhandel für irgendwelche reichen Paare in Nairobi oder im Ausland. Glücklicherweise kam der Arzt gerade rechtzeitig dazwischen.

Inzwischen wurde die kleine Riziki rechtmäßig als Kind von Kadzo und ihrem Mann anerkannt. Es gibt alle notwendigen Papiere und eine Geburtsurkunde. Hatte sie jemals Zweifel, das kleine Mädchen zu adoptieren? Kadzo hat immerhin schon 9 erwachsene Kinder, 8 Buben und ein Mädchen. Und was sagte die Familie, der Mann? Kadzo lächelt selig. Sie habe nicht einen Augenblick gezweifelt, diese Kleine sei ein Geschenk Gottes. Als sie sie endlich nach Hause holen konnten, gab es ein großes Familienfest. »Um dieses Kind habe ich mehr gekämpft als um alle Schwangerschaften«, sagt sie.



Kadzo selbst hat nie eine Schule besucht, sie wurde sehr jung verheiratet, eine arrangierte Ehe natürlich. »Aber«, sagt sie, » es hätte schlimmer kommen können. Er hat mich immer gut behandelt.« Später kam noch eine zweite Frau dazu. Ich will wissen, wie sie sich dabei gefühlt hat. »Zuerst war ich eifersüchtig«. Kadzo lacht verschmitzt. »Aber dann war es doch ganz praktisch. Die andere ist jünger. Jetzt muss die die schwerere Arbeit machen. Und ich hab mehr Söhne geboren.«

Was wünscht sie sich für ihre kleine Tochter? Sie soll die beste Ausbildung bekommen, die es in Afrika gibt, ist die spontane Antwort.



Und für sich selbst? Kadzo denkt lange nach. »Ein eigenes Zuhause, nicht nur gemietet, und vielleicht sogar Wasser in der Nähe.« Aber genau genommen, so wichtig ist das gar nicht. Das größte Geschenk hat sie in einem Gebüsch gefunden.

Großmutter Kache erzählt

Achtzig Jahre ist sie alt, und langsam tun die Knochen ein wenig weh. Daher ist sie sehr dankbar, dass wir sie mit dem Tuktuk abholen lassen und sie den Weg zur Schule nicht zu Fuß gehen muss. Selten habe ich ein so von innen strahlendes Gesicht gesehen und eine Frau, die trotz vieler Schwierigkeiten des Lebens so in sich ruht. Aus der Lebensgeschichte dieser Frau könnte man wahrscheinlich einen Hollywoodfilm drehen, aber Kache winkt ab: »Wen soll das schon interessieren?«

Ja, wen soll es interessieren, dass diese Frau insgesamt 20 Kinder geboren hat, darunter zweimal Zwillinge. Und das alles in einer einfachen Lehmhütte. Sie lächelt. 10 Mädchen waren es einmal und 10 Buben, genau richtig gemischt.

Leider sind im Laufe der Zeit 14 davon gestorben, 2 schon im Kindesalter, das ist ja normal, sagt sie. Aber manche auch erst als Erwachsene, da leidet man schon mehr. Aber natürlich sorgt sie für alle Enkelkinder und Urenkel. Wie viele Enkelkinder es sind, das bekommen wir noch irgendwie zusammen, wir benutzen ihre Finger und meine und kommen auf 33 noch lebende. Aber bei den Urenkeln muss Kache passen, es sind einfach zu viele. Ihr Mann ist im vorigen Jahr gestorben, und erstmals huscht ein Schatten über das Gesicht der alten Frau. So viele Jahre waren sie verheiratet, glücklich, wie sie sagt. Ich frage sie, wie viele Jahre und ob sie noch weiß, wann sie geheiratet hat. Spät hat sie geheiratet, sagt sie uns, und die Hochzeit war in dem Jahr, als in Kenia die Sonnenfinsternis war. Sie wüsste so gern den Tag. (Dank Google konnte ich ihr diese Freude machen.)

Ich frage sie, wie sie ihren Mann kennengelernt habe, und erfahre die übliche Geschichte. Ihr Mann war auf Brautsuche und kam dabei auch zu ihren Eltern. Die erste Begegnung erfolgte dann im Beisein von Freunden beider Seiten. »Wie war das, als du ihn gesehen hast?« frage ich. Kache lächelt plötzlich wie ein ganz junges Mädchen und strahlt mich an. »Es war Liebe auf den ersten Blick«. Glaubt sie an ein Wiedersehen im Jenseits? Kaches Blick richtet sich in die Ferne. »Ja«, sagt sie, »bestimmt. Er wird eines Tages kommen und sagen, ich brauche dich. Und dann werde ich gehen. Ich bin immer dorthin gegangen, wo er war.«



Gibt es einen Wunsch für die Zukunft? Gesundheit wünscht sie sich. Und dass sie nicht vergessen wird.

Einen ganz profanen Wunsch haben wir auch noch erfüllt. Zum ersten Mal nach 80 Jahren schläft Kache in einem weichen Bett und nicht auf dem Boden.



Land der Großmütter



Wissen Sie, was Großmütter und Tomaten gemeinsam haben? Beides heißt auf Swahili »nyanya«, aber fragen Sie mich nicht, warum. Jedenfalls löst es immer große Heiterkeitsstürme aus, wenn ich dann auch auf Englisch sage, »ich bin eine Tomate«.

Eigentlich müsste man jeder Großmutter in Kenia ein Denkmal setzen, so unentbehrlich sind sie. Und durch die hohe Sterblichkeit der Elterngeneration – in kaum einer Familie sind alle erwachsenen Kinder noch am Leben – kommt ihnen heute eine noch größere Bedeutung zu. Ich habe nyanyas erlebt, die noch selbst sehr jung waren, die neben den Enkelkindern von einer verstorbenen Tochter oder einem verstorbenen Sohn noch eigene kleine Kinder haben. Daneben wirklich alte Frauen, selbst viele Kinder großgezogen und jetzt die einzige noch lebende Person für ein Dutzend Enkelkinder. Einen verdienten Ruhestand im Alter gibt es kaum, meistens muss man im hohen Alter wieder mit anfangen, kleine Kinder erziehen, das Feld bestellen, kochen, waschen.

Natürlich gibt es auch Großmütter, denen es endlich im Alter gut geht, überhaupt dann, wenn sie Söhne großgezogen haben, die jetzt die Schwiegertöchter ins Haus bringen. Schließlich haben die Eltern mit dem Brautpreis gewissermaßen auch die Arbeitskraft der Frau erworben. Janet, Karanis Frau, hat dieses Glück. Sechs Söhne, davon vier schon verheiratet, und die Schwiegertöchter sind jetzt diejenigen, die die Hausarbeit verrichten. Das hat man sich ehrlich verdient, und was für uns manchmal seltsam anmutet, wenn die Schwiegermutter dann ihre Schwiegertöchter herumscheucht und die sich das einfach gefallen lassen, ist hier der Lohn nach einem Leben voller Entbehrungen. Man gibt ab an die nächste Generation, darf endlich ausruhen. Aber auch diese Großmütter erziehen meistens die Enkelkinder, denn die Mütter sind jetzt viel zu sehr mit Arbeit und Haushalt beschäftigt. Eine Tochter würde ohnehin nicht dagegen reden, wenn die Oma ein Machtwort spricht. Um solch eine Großfamilie weiterhin zu leiten, denn dies ist zuhause Aufgabe der Frau, Männer mischen sich da nicht ein und wollen nur ihre Ruhe, braucht es natürlich eine starke Persönlichkeit, sonst kann es schon passieren, dass Zickenkrieg ausbricht um die Vorrangstellung im Haus, und dann ist so richtig was los.

Manchmal leben die Söhne und Töchter auch noch, müssen aber, um Arbeit zu finden, nach Mombasa oder in eine andere Gegend ziehen. Dann bleiben die Kinder auch meistens bei der Oma.

Alter hat in Kenia ohnehin einen anderen Stellenwert als bei uns, und dies spüren vor allem Frauen deutlich. Nach den Wechseljahren, wenn eine Frau also nicht mehr mit dem Thema Menstruation und Kinder gebären beschäftigt ist, hat ihre Stimme Gewicht, sie wird gehört.

Insofern hilft es mir natürlich, dass ich auch schon eine nyanya bin. Großmütter unter sich, da redet es sich gleich besser, und die Männer begegnen einem mit wesentlich mehr Respekt.





Familienbesuche

Wohl die wichtigste Tätigkeit bei meinen Aufenthalten in Kenia ist der Besuch aller unserer Familien. Zwar ist die Schule heute zu einem zentralen Ort geworden, wo ich auch mit Eltern Gespräche führen kann, trotzdem ist der direkte Besuch in den Hütten durch nichts zu ersetzen, auch nicht dadurch, dass unser Daniel dies gemeinsam mit Tsama und Karani auch während des ganzen Jahres erledigt. Ich stelle andere Fragen, weiß, was meine Spender und Paten zuhause so wissen wollen (VIEL!!), ich kann dadurch sehr oft sehr schnelle Entscheidungen treffen und rasch helfen, vor allem aber, ich habe dadurch immer den Gesamtüberblick, habe die direkte ungefilterte Kommunikation, und die Mütter, Großmütter und die wenigen Väter bekommen mich »zum Anfassen«, was wieder viel Vertrauen schafft. Ich möchte nicht als Phantom in der Schule sitzen, abgeschottet durch Personal, das mir die Informationen mundgerecht serviert. Ich gebe allerdings zu, dass ich die Familien nach Wichtigkeit reihe, dass ich nicht alle während eines Aufenthaltes schaffe (dies wird sich in Zukunft dadurch ändern, dass ich nicht mehr zweimal im Jahr drei Wochen, sondern einmal im Jahr mindestens zwei Monate vor Ort sein werde), aber einmal im Jahr sehe ich sie alle in ihrer häuslichen Umgebung.

Immer wieder tun sich dabei Baustellen auf, immer wieder neue Babys, immer wieder Schwangerschaften, Sterben, zerstörte Dächer, Malaria, Aids, hohe Mieten, kein Wasser, eine manchmal endlose Spirale. Aber ich sehe dann auch Entwicklungen, Familien, die sich etwas Kleines schaffen, bescheiden in den Anfängen, und wie viele, die seit Jahren in Armut und Lethargie leben, wieder Hoffnung schöpfen, den resignierten Blick verlieren und anpacken.

Und vieles, was ich dann so sehe und erlebe, ist danach Teil meiner Reiseberichte. Ich habe aber anlässlich dieses Buches einmal so eine kleine Auswahl getroffen, was mir alles begegnet, welche Erlebnisse und Schicksale.

- Da ist zum Beispiel die tragische Geschichte einer unserer Großmütter. Normalerweise weinen kenianische Frauen nicht, schon gar nicht vor Muzungus. Männer ja, aber nicht Frauen. Mit dieser Großmutter bin ich heulend in ihrem Zimmer gesessen. Aus dieser Familie haben wir eines der Enkelkinder im Programm, den kleinen Afri. Afris Mama, also die Tochter dieser Oma, ist gleich bei der Geburt gestorben,



Afri wurde also von der Großmutter aufgezogen. Vor 4 Wochen nun ist eine weitere Tochter ganz plötzlich an Meningitis gestorben, vom ersten Fieber bis zum Tod hat es gerade mal 4 Tage gedauert. Sie hinterlässt zwei Kleinstkinder, eines ist erst am 25. Dezember des Vorjahres geboren. Und natürlich kümmert sich die Oma. Sie hat aber noch zwei größere eigene Kinder, Buben, die beide sehr gute Schüler sind, der älteste besucht die 3. Klasse Secondary, hat also nur noch ein Jahr. So, wie die Dinge jetzt aussehen, müsste er aber aufhören, denn die Oma kann nicht gleichzeitig die beiden Babys hüten und Geld verdienen. Und als zusätzlicher Schicksalsschlag braucht eines der Kinder dringend eine orthopädische Operation, kein großer Eingriff, aber ohne wird der Kerl niemals laufen können. Und dafür ist natürlich schon gar kein Geld da. Noch während ich vor Ort bin, findet sich ein Helfer für Operation und Schulgeld für das letzte Jahr.

- In einer Familie, in der auch wieder einmal alles an der Oma hängt, die für mehrere Enkelkinder sorgen muss und als einzigen Lebensunterhalt einen kleinen armseligen Gemüse- und Obststand betreibt, konnten wir mit einem Geschenk von 100 Euro aushelfen, damit sie wenigstens mal ein paar Lebensmittel einkaufen kann. Wir konnten ihren kleinen Kiosk so richtig aufrüsten, geben da aber nicht einfach nur das Geld, sondern Daniel fährt mit der Oma zum Großhändler und kauft gemeinsam mit ihr ein. Die Dankbarkeit über diese Unterstützung war unglaublich, und als ich dann noch erklärte, dies sei kein Kredit, sondern ein Geschenk, da war es ganz aus mit der Beherrschung dieser großartigen Frau. Außerdem gab es noch zwei Betten, denn alle Kinder und die alte Frau haben bisher auf dem Boden geschlafen.

- Eine der Mütter, zwei eigene Kinder, eines aus der Familie ihres Bruders, die mit 8 Kindern keinen Wohnraum mehr hat, hat diesen Blick, den ich immer wieder mal antreffe und der mir sagt, ich möchte was machen aus meinem Leben. Also bohre ich nach. Sie hat eine EDV-Ausbildung begonnen, das erste Jahr auch schon fertig (von insgesamt 2 Jahren), aber jetzt könne sie das nicht mehr zahlen, die Miete in dem einen Raum ist hoch, dazu Wasser, Essen, sie würde so gern lernen, es sei die schönste Zeit ihres Lebens gewesen. Nun, Karani kennt den Manager der Schule, er wird dort vorsprechen, wir werden die Schul-

gebühren in Raten zahlen. Die Frau weint vor Glück und bedauert zutiefst, dass sie mir nichts schenken kann, so wie die Frauen, die ein Stück Land besitzen, nicht einmal eine Kokosnuss oder ein Huhn. Ich sage ihr, mein größtes Geschenk wäre, wenn sie die Schule mit Bestnoten beenden würde.

- Es scheitert sehr oft an solchen Minibeträgen. Wir besuchen eine Familie, wo ich aus den Augenwinkeln eine kleine Gestalt durchs Zimmer nach draußen huschen sehe. Stopp, wer ist das? Die ältere Tochter, Klasse 6 seit diesem Jahr. Und warum ist sie an einem Mittwoch mitten im Januar nicht in der Schule? Kein Geld für die Schulgebühren (wie oft ich diesen Satz höre). Offiziell sind ja alle Schulen gratis, inoffiziell aber gibt es ständig die Tage der offenen Hand und immer irgendwelche Kleinstgebühren, die sich dann zu, wie in diesem Fall, einem Betrag von 45,- Euro summieren. Die Mutter, die nicht einmal die Mutter ist, sondern die Tante und für die drei Kinder ihrer verstorbenen Schwester und ein eigenes sorgen muss, ist in Tränen aufgelöst. Sie würde ja versuchen, das Geld zusammen zu bekommen, aber das könne drei bis vier Monate dauern, und dann sei das Schuljahr natürlich verloren. Und meine Erfahrung sagt mir, dass kaum ein Mädchen in diesem Alter in Kenia nach einem Jahr wieder die Schulbank drücken wird, sondern in einem Jahr wahrscheinlich schwanger ist. Also zahle ich die Gebühr, ermahne aber die Mutter, schon jetzt anzufangen, etwas zur Seite zu legen, denn der Wahnsinn geht sicher nächstes Jahr weiter.

Ganz viele Geschichten drehen sich um das zentrale Thema Wasser. Fließendes Wasser direkt im Haus zu haben, das gibt es nahezu gar nicht. Aber zumindest vor dem Haus wäre fein, denn viele unserer Frauen schleppen 20-Liter-Behälter oft viele Kilometer weit auf dem Kopf oder zahlen viel Geld dafür, Wasser irgendwo zu kaufen. Man muss sich das einfach mal vorstellen. Alle Leser sollen mal die Augen schließen und in allen Konsequenzen durchdenken, was es bedeuten würde, wenn wir jeden Tropfen Wasser nur noch als 20-Liter-Gebinde kaufen müssten. Und wenn man am Monatsende kein Geld mehr hat und es keine Kontoüberziehung gibt wie bei uns, dann hat eine Familie einfach kein Wasser. Und hier geht es nicht darum, ob Dusche oder Vollbad, und schon gar nicht um solch eine unglaubliche Verschwendung wie, den Wiener Rathausplatz nur aus Spaß und Langeweile für uns Wohlstandsbürger zu einer Eisfläche



zu gestalten, es geht um Trinkwasser. Daher ist Wasser auch immer mein zentrales Anliegen, und wir versuchen, den Wasseranschluss näher zu den Familien zu bringen, wo immer es geht und das Geld dafür da ist (solch ein Wasseranschluss kostet je nach Entfernung zur nächsten öffentlichen Leitung zwischen 450 und 600 Euro).

- Bei zwei kleinen Mädchen, die bei der Großmutter aufwachsen (wie eigentlich fast überall), hat es mich besonders gefreut, dass wir ihnen das Wasser vors Haus liefern konnten. Einer meiner allerersten Eindrücke hier im Land war gerade in dieser Familie. Bei einem dieser ersten Besuche kam mir die kleine Pendo, damals 8 Jahre alt, mit einem 20-Liter-Kübel Wasser auf dem Kopf entgegen, vollkommen verschwitzt, aber lachend. Peter hat dann versucht, das nachzumachen, und hat es nicht geschafft. Ich habe mir damals gleich vorgenommen, diese Familie bekommt irgendwann das Wasser näher zum Haus, und ich habe in Kenia den Ruf, alle meine Versprechen immer zu halten.

- Und noch eine Wassergeschichte. Besuch bei einer Familie, diesmal gehe ich hinters Haus und sehe einen Wasseranschluss, den die Familie in Eigenregie hinbekommen hat. Dann haben sie das Haus 2 Monate Verwandten überlassen, die das Wasser nicht richtig abgedreht haben, die Rechnung, umgerechnet 45 Euro! Das ist eine Summe, die hier niemand jemals zahlen kann, also wurde der Hahn abgedreht. Nun hat diese Familie also den Wasserhahn vor der Haustür, es kommt aber kein Wasser, sie müssen es von weit her holen und wieder teuer zahlen. Ich habe der Mama einen Kredit gegeben, habe sie sofort losgeschickt, ihre Schulden zu zahlen, noch am gleichen Tag wurde der Hahn wieder aufgesperrt. Abarbeiten kann sie den Kredit, indem sie wieder, wie ursprünglich geplant, auch Wasser an die Nachbarschaft verkauft. Hier gibt es von uns übrigens eine klare Regel: Keine Wucherpreise, sondern der gerade noch leicht gewinnbringende mögliche Preis. Und noch was muss ich da gleich erzählen: Fadhilis Mama bekam auch Wasser, das sie jetzt verkauft. Auf meine beiläufige Frage, ob sie noch mehr Kinder wolle (sie hat drei), war die verschmitzte Antwort: Nein, sie sei jetzt eine Geschäftsfrau.

- Bei einer Familie, in der wir vor drei Jahren die Leitung zum Haus gebracht hatten, gab es bei meinem Besuch auch kein Wasser, alles dicht. Was war passiert? Ein Ventil oder sonst ein wichtiges Teil war



kaputtgegangen, das Wasserwerk stellte auf stur und drehte einfach das Wasser ab, sie solle das halt reparieren lassen. 35 Euro waren aber einfach zu viel. Ein Fall also, wo sich eine Familie sehr wohl auch mit dem Verkauf des Wassers eine Existenz aufbauen könnte, wo es aber an einer Vorausleistung von gerade einmal solch einem kleinen Betrag scheitert.

Neben dem Wasserproblem wird mal rasch ein Dach ausgebessert oder ein Bett bestellt. Schnelle Hilfe einfach, ohne dass man das mit hunderten von Vorstandmitgliedern oder Aktionären besprechen muss. Manche Geschichten sind auch so bizarr, dass man sie nur versteht, wenn man in die kenianischen Bräuche eintaucht, sich darauf einlässt und nicht nur mit erhobenem Zeigefinger durch die Welt geht:

- Ich komme zu einer Familie, wo mich der Vater empfängt. Nun ist das an sich schon selten, aber hier weiß ich, es gibt eine Mutter, und der Vater hat eigentlich einen kleinen Job, hat sich für uns aber den Tag freigenommen. Auf meine Frage, wo die Mutter denn sei, brechen zwei der Kinder in Tränen aus, und auch der Vater schaut betrübt auf seine Füße. Ich denke erst mal das Schlimmste und will schon



mein Beileid aussprechen, aber dann erklärt mir der Vater die ganze Story. Er und seine Frau seien seit Jahren zusammen, es gibt 5 gemeinsame Kinder, aber es sei ihm in dieser Zeit nie gelungen, den ganzen Brautpreis zu bezahlen, nur einen Teil. Jetzt haben die Eltern von einem alten Gariama-Recht Gebrauch gemacht und die Frau zurückgeholt, bis alles bezahlt ist. Seit drei Monaten sind die Kinder ohne Mutter. Er selbst geht tagsüber arbeiten, am Abend kocht und wäscht er, die Kinder weinen viel und werden in der Schule schlechter, aber er habe sich bisher geschämt, es zu erzählen, weil er nicht Manns genug war, den Brautpreis aufzubringen. Karani bestätigt, dass die Eltern im Recht sind. Ich überlege nicht einmal 10 Sekunden

und sage: »Ich bezahle das! Jetzt! Und du gehst sofort zu deinen Schwiegereltern, zahlst, und morgen will ich Mama hier sehen.« Der Mann kann es nicht fassen, als ich ihm das Geld in die Hand drücke, zittern seine Hände so stark, dass ich schon denke, er kollabiert mir. Und alle Nachbarn kommen, um ihm zu gratulieren, die Kinder strahlen.

- Ich besuche eine Familie, wo zwei kleine Mädchen unsere Schule besuchen, in letzter Zeit aber häufig im Unterricht fehlen. Ich erwische den Vater. Es stellt sich heraus, die Mama war schwer krank, lag im Spital. Seit zwei Monaten ist sie eigentlich wieder gesund, man kann aber die Rechnung nicht bezahlen, also wird sie im Krankenhaus festgehalten. Es geht um 150 Euro. Wir haben jetzt 100 Euro bezahlt und mit dem Spitalsleiter gesprochen, den Rest wird man uns erlassen, und die Kinder haben wieder eine Mama.

Manchmal gelingt es auch, Frieden zu schaffen zwischen streitenden Familien, und solche Geschichten berühren mich dann sehr, weil es bedeutet, dass die Kinder, also die nächste Generation, nicht mit dem Hass der Eltern aufwachsen müssen.

- Hier ein besonders berührendes Beispiel. Ich hatte aus einer Familie drei Kinder in die Schule aufgenommen, weil mir der Fall vom Manager des Hotels, in dem wir immer wohnen, ans Herz gelegt wurde. Die Mutter war gerade Witwe geworden, der verstorbene Mann hatte in besagtem Hotel als Security gearbeitet und war bei einem unglaublich brutalen Überfall ums Leben gekommen. Der Manager zahlte der Frau einen kleinen monatlichen Betrag aus seiner eigenen Tasche, viel zu wenig aber zum Leben mit drei Kindern. Und nun gab es den Bruder des verstorbenen Mannes, der jetzt nur sah, dass die Witwe Zuwendungen bekam, er als Bruder, der auch von dem Gehalt im Hotel etwas abbekommen hatte, wie dies in Kenia üblich ist, aber nichts. Üblich wäre nun auch, dass die Witwe als zweite Frau zum Bruder in dessen Haus zog, nur das, so erklärte sie uns unter Tränen, wolle sie auf keinen Fall. Und jetzt drohte dieser Bruder dem Hotel mit einer Klage, mit Abfackeln, mit Mord, mit allem eben, was der Frust so hochkommen ließ. Und das Hotel erklärte mir, unter diesen Umständen würden sie die Zahlungen einstellen. Verhärtete Fronten, die schon auf die Kinder beider Familien Einfluss hatten, man durfte nicht mehr miteinander spielen, und das, obwohl man Hütte an Hütte wohnte. Wenn man Frieden schließen



will, muss einer einfach mal anfangen, und ich glaube, dass dies immer nur der Stärkere sein kann, in dem Fall - wir. Wir führten also ein Gespräch mit dem Bruder, das darauf hinauslief, dass wir eines seiner eigenen Kinder, ein entzückendes kleines Mädchen, ebenfalls in unsere Schule übernehmen. Der Bruder war sichtlich überrascht, beschämt auch, seither herrscht Frieden.

Diese Geschichten sollen zeigen, dass solch ein großes Projekt aus vielen kleinen Einzelteilen besteht. Man kann nicht nur eine Schule bauen, landwirtschaftliche Geräte kaufen oder eine Nähmaschine, und dann die Menschen sich selbst überlassen. Bei großen Organisationen verschwinden diese Einzelschicksale oft oder werden nur mal schnell zu Werbezwecken hervorgeholt. Mir ist es aber ein Anliegen, mich auch um solche Einzelfälle zu kümmern, soweit ich es nur eben kann. Und gerade aus diesen Geschichten und Schicksalen sind oft Ideen entstanden, die heute Harambee ausmachen.

Burnout, Trennung und der Start zum Sozialen Wohnbau

August 2010, Peter und ich sind wieder auf dem Weg nach Kenia, diesmal für geplante 6 Wochen. Da die Monate vorher für mich sehr arbeitsam waren und ich starke Schmerzen in der Schulter habe, komme ich bereits völlig erschöpft in Mombasa an. Außerdem kriselt es zwischen Peter und mir, wohl auch, weil Harambee schon längst nicht mehr das kleine Hilfsprojekt ist, sondern im Grunde eine Firma, die Zeit, Energie und Geld erfordert. Peter war bisher immer an meiner Seite, die Menschen hier lieben und schätzen ihn, aber ich bin eben für alle die »Mama«. Ich werde gefragt, mich überfällt man mit allem, es sind meine Entscheidungen, so als würden die Menschen spüren, dass ich sie niemals verlassen werde, bei Peter waren sie wohl nicht so sicher. Schon nach wenigen Tagen eskaliert die Situation zwischen meinem Mann und mir, Peter erklärt mir, er sei »draußen«, eine große zusätzliche Belastung für mich, aber irgendwie kann ich ihn trotz allem verstehen. In Kenia bin ich nie allein, werde förmlich aufgefressen von anderen Menschen, jeder zieht und zerrt an mir, dazu der Dreck in den Slums, der Staub, die Hitze, nie ist Ruhe. Seine Urlaube hat er sich wohl auf Dauer auch anders vorgestellt.

Auch in der Schule läuft nicht alles rund, es gibt erste Reparaturen, wir müssen den Baumeister entlassen und spüren geballt die afrikanische Schlamperei in jedem Detail. Vor allem Peter, der viele Jahre im Gebäudemanagement gearbeitet hat, sieht jede Kleinigkeit, und es ist Wasser auf seine Mühlen, nämlich dass ich hier Geld versenke und das irgendwie nie was werden wird. Selbst nachmittags im Hotel bin ich »im Dienst«, ordne Fotos, schreibe meine Berichte, und diesmal geben sich auch die Paten die Klinke in die Hand. Ganz viele sind vor Ort, um das Projekt zu besichtigen, ihr Patenkind zu besuchen, und alle erwarten natürlich weit mehr von mir, nämlich eine Mischung aus Tourismusbüro und Freizeitanimation. Im Grunde bin ich erschöpft, kann nicht mehr, mag es jedoch nicht zugeben. Und Peter muss das mit ansehen, hilflos aber, da seine Frau in dieser Sache völlig beratungsresistent ist. Schon in den ersten Tagen zeigen sich bei mir alle Anzeichen eines Burnouts, aber selbstverständlich wird dies vollkommen ignoriert. Peter fährt an die Südküste, lässt mich allein, wir werden uns erst wieder in Mombasa am Flughafen treffen und zuhause auch über eine komplette private Trennung nachdenken. Ich stürze mich in die Arbeit und versuche, dem Tag noch mehr Stunden abzuringen.



Und es kommt natürlich, wie es kommen muss. Der große Zusammenbruch lässt nicht auf sich warten, Erschöpfung auf der ganzen Linie. Ich sitze am späten Nachmittag in meinem Bungalow mit Blick auf den Indischen Ozean, zittere am ganzen Körper, kann nicht mehr aufhören zu weinen und habe alle Anzeichen eines Schlaganfalles. Es sind die Kellner und das Personal im Hotel, die mir in diesem Augenblick zeigen, wie sehr sie mich schätzen. Alle, die Dienst haben, bilden eine Art Shuttle-Dienst, so dass alle 15 Minuten jemand nach mir sieht. Irgendwann ist es vorbei, aber ich weiß, ich werde mir zuhause Hilfe suchen müssen. Doch in diesen Aufenthalt fällt der Startschuss für das zweite große Projekt neben dem Bau der Schule, denn erstmals lassen mich unsere Familien in ihre Hütten.

Voriges Jahr wurde noch vieles vor der Tür im Freien abgehandelt, und ich wurde nur in Ausnahmefällen mal hineingebeten. Diesmal kann ich sagen, ich habe jeden einzelnen Schlafplatz unserer Kinder gesehen, und das war teilweise so, dass es mir den Magen umgedreht hat. Vor allem nach einem dieser Besuche hatte ich die ganze Nacht Alpträume, und mir kommen jetzt noch beim Schreiben die Tränen. Ich leide nicht unbedingt unter Klaustrophobie, aber ich mag Dunkelheit in geschlossenen Räumen nicht, nicht einmal Dämmerung. Meine Mitarbeiter können ein Lied davon singen, wie ich in der Übergangszeit schon zu Mittag alle Lichter einschalte. Um nun einige der Wohnverhältnisse zu erklären, muss ich etwas weiter ausholen.

Es gibt hier einmal die klassischen traditionellen kenianischen Hütten aus Holz, Lehm und mit Makuti-Dächern. Diese Hütten findet man vor allem am Rand der Stadt oder in den Dörfern. Auch wenn hier genauso arme Verhältnisse herrschen und ganze Familien sich einen Raum teilen, drum herum ist Natur, es sind Naturmaterialien, man hat irgendwie Luft zum Atmen, und durch die Wände, die nie hundertprozentig dicht sind, dringt immer wieder etwas Licht herein, oder man hat überhaupt ein Fenster.

Und dann gibt es »Kilifi Town«. Hier haben clevere Geschäftsleute Steinhäuser gebaut mit meistens 6 »Zimmern«, die einzeln an ganze Familien vermietet werden. In den besseren Fällen sind es betonierte nackte Räume mit einem kleinen Fenster, wo Familien mit mehreren Kindern wohnen, schlafen, kochen, meistens auf dem Boden, denn Betten gibt es nicht. Auch keine Toiletten, man benutzt nachts einen





Nachtopf, und untertags versucht man sein Geschäft irgendwo hinter einer Hauswand zu erledigen. Wasser gibt es, aber das muss extra bezahlt werden, manche verlangen für einen typischen 20-Liter-Behälter 15 Kenia-schilling, und man kann sich vorstellen, wie lange man mit 20 Litern auskommt, selbst wenn man sparsam ist – Trinken, Kochen, Waschen. Im Monat macht das schon mal 5 Euro aus. Die Miete für solch einen nackten Raum pendelt zwischen 5 und 8 Euro. Die meisten alleinerziehenden Mütter, die nie eine Schule besucht haben, kommen gerade mal auf 10 bis 15 Euro Monatsverdienst durch Gelegenheitsarbeiten, daher auch der ständige Hunger, weil einfach nichts übrig bleibt. Die Folge - die Frauen verschulden sich oft bei ihrem Vermieter, denn wenn meine Kinder Durst haben, dann muss ich Wasser kaufen. Und wenn ich abwägen muss, etwas Reis oder die Miete, dann kauft man eben den Reis. Manchmal kommen da Schulden um die 50 Euro oder etwas mehr zusammen. Selbst wenn jetzt eine Familie eine bessere Wohnmöglichkeit finden würde, würde der Vermieter sie nicht aus dem Vertrag entlassen, eine Art immerwährender Knechtschaft. Als wir unser neues Projekt starteten, mussten wir einige Familien zuerst freikaufen.

Dass es noch Steigerungen geben kann, lernte ich diesmal kennen. Besuch bei Familie Nyawa, eine alleinerziehende Mutter mit 5 Kindern. Die beiden großen Buben,

Kombo und Ramadhani, besuchen durch uns jetzt die Boarding School und sind darüber sehr glücklich, kommen aber natürlich in den Ferien, so wie jetzt gerade, nach Hause. Dann gibt es noch Mlongo, Baraka und die kleine Neema. Immer, wenn ich in den vergangenen zwei Jahren ins Wohninnere schauen wollte, wurde ich höflich in die andere Richtung gedrängt und »zugeplaudert«. Heute weiß ich, dass sich viele dieser armen Menschen einfach genieren für ihre Armut. Diesmal war es anders, denn es hatte als Geschenk zwei Betten gegeben, und die wollte und musste ich mir zur Sicherheit für die spendenden Paten anschauen. Verlegen wurde ich hineingebeten. Wie gesagt, mit Dunkelheit und Dämmerlicht in geschlossenen Räumen habe ich so mein Problem. Hier nun ein fast finsterner Raum, kleiner als unsere Gefängniszellen. Durch ein mit Pappendeckeln mühsam geschütztes »Fenster« drang diffuses Licht herein. Als sich meine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah ich, dass die Wände nur rohe unbearbeitete Steine waren, in den Ritzen ahnte ich das Ungeziefer, überall raschelte es. Mit den zwei Betten war der ganze Raum ausgefüllt, gerade noch ein paar Lumpen und ein Kochtopf standen daneben auf dem Boden. Hier fristen Menschen ihr Dasein. Natürlich kann man bei Sonnenschein vor dem Haus sitzen, aber während der Regenzeit schüttet es 4 Monate lang wie aus Kübeln, abends wird es durch die Nähe zum Äquator das ganze Jahr über um 18 Uhr stockfinster, Geld für Petroleum für die Lampe fehlt meistens, denn das wird für Essen gebraucht. Wie schauen die Nächte mit kleinen Kindern aus. Auch diese Kinder weinen, schrecken aus dem Schlaf auf, zähnen und haben Durst. Diese Familie ist ja kein Einzelfall, nach hinten angeschlossen, wie in einen Hügel gebaut, gab es noch mindestens 4 solcher »Räume«, in die man bei uns nicht einmal Ziegen pferchen würde. Hier wachsen Kinder in Trostlosigkeit heran, die niemals Licht in ihrem Zimmer haben werden, die keine Schönheit erfahren und hier sicher keine Hausaufgaben machen können. 5 Euro verlangt der Vermieter übrigens, der sicher anders wohnt. Trotz Panik und Tränen in den Augen hab ich mich gezwungen, gute 10 Minuten drin zu bleiben, ein Gespräch zu führen, mir vorzustellen, ich müsste hier leben. Länger ging nicht, und seither verfolgt mich dieser Raum fast jede Nacht. Eines wusste ich mit absoluter Sicherheit: Diese Familie kommt hier raus!

In meinem Leben war es immer so, dass ich die besten Ideen immer dann hatte, wenn der Druck groß war. Schon früher hatten wir immer wieder Hütten repariert, kaputte Dächer neu geflickt, wir haben



Betten ausgeliefert mit Matratzen und Moskitonetzen, uns also auch bereits um die Familien auch außerhalb der Schule gesorgt. Das Problem war aber, dass wir dies bisher nur bei den Familien getan hatten, die eigenes Land besitzen, denn da wir als NGO noch nicht registriert waren, konnten wir kein Eigentum erwerben. Jetzt gab es GAPEKA, und damit sollte eine Idee, die ich schon im Vorjahr einmal angesprochen hatte, möglich sein, das Konzept des sozialen Wohnbaus. Und das war die Idee:

Ab sofort würden wir kleinere Grundstücke im Eigentum der Organisation kaufen, darauf jeweils 3 Doppelhäuser bauen für insgesamt 6 Familien mit Toilette und Wasseranschluss und diese dann vermieten. Die Herausforderung war nun: Es sollte finanziell erschwinglich sein, wodurch ein Steinhaus schon nicht mehr in Frage kommen würde, denn Baumaterialien kosten in Kenia fast so viel wie in Europa. Die reinen Lehmhütten aber wollte ich auch nicht, denn auch, wenn wir sie wesentlich besser und haltbarer bauen würden, wären sie doch immer noch reine Lehmhütten.

Wir hatten schon in der Vergangenheit immer mal wieder die eine oder andere Hütte auf der Wetterseite verputzt und angemalt, dies wollte ich jetzt für die ganze Hütte, innen und außen. Dazu ein echter Boden, so dass die Familien nicht ständig im Dreck leben müssten, der sich in der Regenzeit in eine Schlammschicht verwandelt. Das alles auch fürs Auge schön, also innen und außen gestrichen. Ich stellte mir für jede dieser Hütten zwei Räume vor, dazu ein geräumiges Vorzimmer, kein Blechdach, sondern das bewährte Makutidach, das einfach ein viel besseres Raumklima schafft, dicht gedeckt, aber mit einem Dunstabzug, denn drinnen wurde ja zumindest in der Regenzeit auch gekocht, natürlich Fenster, eine versperrbare Tür. Standardmäßig dazu pro Wohneinheit zwei Betten mit Matratze, Bettzeug und Moskitonetz. Draußen dann für alle zusammen eine Toilette und natürlich einen Wasseranschluss. Und rundherum auch ein wenig Land, um Gemüse anzubauen. Diese Hütten würden wir nicht einfach nur zur Verfügung stellen, sondern wir würden eine symbolische Miete verlangen. Und jetzt kam die Kalkulation. Würde es überhaupt finanziell möglich sein?

Nun – es war möglich. Für ein Doppelhaus brauchen wir rund 4.200 Euro, die Toilette kostet rund 2.000 Euro und der Wasseranschluss nochmals 600 Euro. Mit etwas mehr als 15.000 Euro bauen wir also





jetzt für jeweils 6 Familien ein neues kleines Dorf. Inzwischen gibt es bereits drei solcher Siedlungen, insgesamt konnten wir also bereits 18 Familien übersiedeln in menschenwürdige Wohnverhältnisse. Jede dieser Eröffnungen war ein großes Volksfest mit Bürgermeister und allen Honoratioren der Stadt. Unsere Hütten sind inzwischen zu einem Symbol der Hoffnung geworden, selbst die Regierung interessiert sich dafür und überlegt, ob dies nicht eine Lösung des gesamten Wohnproblems sein könnte. In Zusammenhang mit diesem »Social Living Project«, wie wir es nennen, könnte ich viele sehr berührende Geschichten erzählen.

So zum Beispiel gleich die erste Familie. Mama Haro betritt die neue schöne Hütte und schaut ehrfürchtig in beide Zimmer, bleibt im Vorzimmer stehen und wartet. Ob sie nicht hineingehen wolle, frage ich. Sie schaut mich an. Welcher Raum denn für sie und die Kinder sei, fragt sie, der rechte oder der linke. Als sie dann endlich begreift, dass beide ihr gehören, zwei Zimmer mit Vorraum, alles allein für sie, da bricht sie in Freudentränen aus. Eine andere Mama pflanzt schon gleich zu Beginn Blumen, irgendetwas Grünes, sie will aber nicht verraten, was sie da macht und was es werden soll. Bei meinem nächsten Besuch lachen mich in Grün die Worte an »Wellcome Mama Gabi«.

Die Frauen haben auch meine Worte ernst genommen, dass ich darum bitte, die Toiletten sauber zu halten. Wie auf einer deutschen Autobahnraststätte sehe ich beim nächsten Besuch eine Liste, wo die Mütter nacheinander abhaken, wer diesmal fürs Putzen zuständig war.

Und wer jetzt glaubt, wir hätten am Anfang lange Listen mit Interessenten gehabt, der irrt. Unsere Häuser sind einfach so schön, dass die Familien zuerst geglaubt haben, das alles könne nur Teufelszeug sein, vielleicht würde man verhext, wenn man in solch eine Hütte einziehen würde. Nun, das hat sich inzwischen gelegt, jeder würde jetzt gern in »so etwas« wohnen und leben, und die Kinder, die bisher das Glück hatten, denen sieht man dies auch im Alltag in der Schule an. Ein offener strahlender Blick, Zufriedenheit, Glück, genauso hatte ich es mir in den schlimmen einsamen Nächten im August 2010 gewünscht.



Es gibt aber natürlich nicht nur Familien in gemieteten Räumen. Auch mit Eigentum kann man so arm sein, dass man in unmenschlichen Wohnverhältnissen lebt, aus denen man ohne Hilfe nicht herausfindet.

Viele unserer Familien verfügen über ein kleines Stück Land mit einer Lehmhütte darauf. Diese Lehmhütten sind manchmal so winzig, dass man sich kaum vorstellen kann, dass auch nur eine Person dort bequem Platz findet, manchmal gibt es aber auch 2 Räume. Was allen gemeinsam ist, ist allerdings, dass sie billig gebaut sind. Es gibt keine Fenster und damit kein Licht. Um Baumaterial einzusparen, sind die Holzelemente in einem viel zu großen Abstand gesetzt und verflochten, so dass mehr Lehm als Holz verbaut wurde, der sich bei den unglaublichen Regenfällen von April bis Juli oft herauswäscht. Die Dächer aus Palmblättern (Makutis), die eigentlich großartig sind und ein schönes Raumklima erzeugen, sind ebenfalls nicht dicht genug verlegt, manchmal ist solch ein Dach schon wenige Monate nach der Errichtung wieder undicht, und wenn es lange undicht ist, ist es meistens nicht mehr zu retten.

Solche Familien, die, wie gesagt, auf einem eigenen Stück Land wohnen, wollen dort aber natürlich bleiben, es wäre nicht sinnvoll, sie irgendwohin zu übersiedeln. Hier haben wir von Anfang an geholfen und teilweise Hütten





neu gebaut, Dächer neu gedeckt usw. Was unsere Hütten allerdings immer schon unterschieden hat, ist, dass wir das Holzgrundgerüst viel enger bauen, daher weniger großflächig den Lehm einfügen müssen, die Hütten viel haltbarer sind. Außerdem kaufen wir mehr Makutis, belegen das Dach dichter, es gibt Fenster und eine versperrbare Tür und standardmäßig immer mindestens 2 Räume. Solch eine Hütte in herkömmlichem Stil kostet in etwa 1.000 Euro.

Der Unterschied seit 2011 ist, dass wir unsere Erfahrungen aus dem Social-Living-Projekt einfließen lassen und heute, falls das Geld vorhanden ist, in einem zweiten Arbeitsgang solche Hütten aufwerten, indem wir sie nachträglich ebenfalls außen und innen verputzen, einen Boden legen, Farbe auftragen, alles ist haltbarer, sauberer, es kommt kein Ungeziefer mehr hinein. Und auch hier gehören Betten mit Moskitonetz zum Standard.

Ein komplettes Haus in neuem Stil kostet 2.200 Euro, wenn man nachträglich verbessern möchte von einfach auf neu, dann eben die Differenz. Diese Hütten im Eigentum der Familien bauen wir allerdings nur dann, wenn uns die Paten der betreffenden Kinder helfen, wenn es spezielle Spenden genau dafür gibt, denn unser Hauptaugenmerk soll auf lange Sicht natürlich das Social-Living-Projekt sein.

Wichtiger Nachsatz: Peter und ich sind inzwischen nicht nur wieder zusammen, wir werden ab 2014 auch wieder gemeinsam in Kenia sein, sozusagen dort überwintern. Manches muss einfach wachsen.





Mädchen + Buben = Aufklärung

Ich gebe es zu – ich bin eine Mädchen-Mama und Mädchen-Oma, habe zwei Töchter groß gezogen, und ich finde zu Mädchen einfach schneller den Zugang. Und dies merkt man, besuchen doch deutlich mehr Mädchen unsere Schule. Ich könnte jetzt im Nachhinein sagen, ja, ich hab mir dabei was gedacht. Dass es nämlich in einer Klasse deutlich ruhiger und zivilisierter zugeht, wenn es ein wenig mehr Mädchen gibt als Buben. Dass es später die Frauen sind, die Erziehung weiter geben, dass es Mädchen in Dritte-Welt-Ländern viel schwerer haben, aber ich bin dafür viel zu ehrlich – die kleinen Mädchen hatten es mir einfach angetan. Außerdem bin ich keineswegs der Meinung, dass Schulbildung in armen Ländern für Mädchen wichtiger ist, weil sie sonst einfach verheiratet werden und dutzende Kinder bekommen. Natürlich stimmen diese Argumente, aber die Buben, die heute keine Ausbildung erhalten, sind später die aggressiven, kriminellen, zornigen jungen Männern, Männer, die im Frust daheim ihre Frauen prügeln und ihre Macht darin sehen, sich mehrere Ehefrauen zu nehmen und jede einzelne davon viele Male zu schwängern. Alle gut ausgebildeten kenianischen Männer, die mir bisher begegnet sind, behandeln ihre Frauen mit Respekt, arbeiten und sorgen auch dafür dass der Kindersegen nicht ausufert. Eine Frau ohne Schulbildung mit einem vernünftigen Mann, der eine Arbeit hat, hat eine Chance, ein glückliches Leben zu führen, eine Frau, die das Pech hat, mit einem ungebildeten Mann ohne Schulabschluss verheiratet zu werden, der geht es sehr oft sehr schlecht.

Und bei aller Liebe zu den Mädchen muss ich auch zugeben, dass es vor allem die Buben sind, die mit guter Förderung überdurchschnittliche Fortschritte machen, während die Mädchen spätestens mit Eintritt in die Pubertät nachlassen, manchmal gar nicht mehr kommen, immer müde sind, unleidlich, schlecht und unaufmerksam im Unterricht und sehr oft vor Abschluss der letzten Klasse bereits zum ersten Mal schwanger. In anderen Schulen! Nicht bei uns!

In der ersten Zeit hatten wir unsere Kinder ja in vielen Schulen rund um Kilifi verstreut, und bei allen Besuchen fiel mir eben genau das auf – verschlafene, unlustige Gesichter der Mädchen, müde, frustriert, lethargisch, während die Buben auf mich zustürmten, aufgeschlossen waren und immer im vorderen Drittel, was den Lernerfolg betraf.



Da ich zu lange auf der Welt bin, um an die Überlegenheit der männlichen Spezies zu glauben, machte ich mich auf die Suche nach Gründen. Und was ich fand, war so offensichtlich, dass ich bis heute nicht begreife, warum man dies bei ähnlichen Projekten so wenig berücksichtigt.

Da ist zunächst einmal die Tatsache, dass ein Mädchen aus armem Hause mit Einsetzen der Monatsblutung zuhause bleiben muss, denn Geld für Damenbinden kann man nicht aufbringen. Man muss sich dies einmal vorstellen, und vielleicht hat ja der/die eine oder andere Leser/in zuhause pubertierende Töchter: Die einzige Möglichkeit der Hygiene sind zerschnittene alte Kangas, Baumwollstreifen also. Kaum steht man auf und geht ein paar Schritte, ist alles durchweicht. Im Grunde kann man nur in der Hütte bleiben und warten, dass es vorbei geht. Und man kann sich auch vorstellen, dass solche Mädchen ab dem Moment jeden Monat eine Woche in der Schule fehlen, was einfach nicht mehr aufzuholen ist.

Dazu kommt, dass es in vielen öffentlichen Schulen keine getrennten Toiletten gibt, keine Privatsphäre, keinen Raum, indem man sich mal zurückziehen kann, wenn man Schmerzen oder Krämpfe hat. Ja, man spricht nicht darüber, die wenigsten Lehrerinnen wissen, ob ein Mädchen soweit ist, niemand da, dem man sich anvertrauen könnte.

Und wenn zuhause Mithilfe erwartet wird, dann sind es auch meistens die Mädchen, die herangezogen werden, Kinder hüten, kochen, putzen, Wäsche waschen.

Von Anfang an hab ich mir daher gewünscht, dass es bei uns anders ablaufen soll, und dieses »Anders« wurde bereits beim Bau der Toiletten eingeplant. Wir haben getrennte Toiletten für Mädchen und Buben, heute sogar auf zwei verschiedene Gebäude verteilt, aber schon in der Anfangszeit waren die Mädchentoiletten so geschützt und versteckt, dass eine Privatsphäre garantiert war. Das wichtigere aber, wir verteilen in der Schule gratis Damenbinden, und es gibt eine Vertrauenslehrerin, die genau Bescheid weiß, die extra dafür auch geschult wurde und an die sich jedes Mädchen wenden kann. Und aus dieser Situation ist dann als Einrichtung unser »Lady's Club« entstanden.





Mir war rasch klar, dass wir in der Schule auch das Thema Verhütung und Aids ansprechen müssen, und dieser Lady's Club war natürlich dafür genau das richtige. Also nutzte ich einen meiner Aufenthalte vor Ort, alle Mädchen, die im entsprechenden Alter waren, wurden zusammen getrommelt und dazu alle weiblichen Lehrerinnen. Und dann gab es Aufklärungsunterricht, untermalt mit Abbildungen aus einem extra dafür angeschafften englischsprachigen Buch und mit der genialen, von der Wiener Gynäkologin Dr. Hengstberger erfundenen »Fruchtbarkeitskette«. Vor mir sitzen also lauter kichernde Mädchen, schauen auf ihre Fußspitzen und da kommt nun die Oma aus Europa und erklärt ihnen, wie das eigentlich so funktioniert mit der Regelblutung, woran man merkt, dass jetzt die fruchtbaren Tage kommen, wie man sich schützt, was eigentlich Aids ist oder HIV (Ich unterrichte in meinem Ausbildungsinstitut in Wien unter anderem den Beruf »Kinderwunschcoach«, »Begleitung von Paaren mit Kinderwunsch«, daher war mir das Thema natürlich nicht ganz fremd), und die Augen werden immer größer. Übrigens nicht nur die der Schülerinnen, auch die der Lehrerinnen. Bei uns in Europa glaubt man immer in überzogener Sozialromantik, dass Menschen in Dritte-Welt-Ländern, die ja noch ganz nah an der Natur leben, über alle diese Prozesse Bescheid wüssten – weit gefehlt. Es war so ziemlich alles neu an diesem Unterrichtstag, das große Aha-Erlebnis konnte man in den Gesichtern

deutlich ablesen. Und seither bekommt jedes Mädchen, sobald es die erste Monatsblutung hat, eine solche Kette von uns, dazu das erste Paket Damenbinden und eine Einschulung, inzwischen natürlich von der Vertrauenslehrerin.

Die Mädchen waren also jetzt ein wenig besser vorbereitet, aber es ging mir völlig gegen den Strich, dass die Buben so ungeschoren davon kommen sollten. Immerhin sind sie es ja später, die ihre Frauen wahrscheinlich anstecken mit allerlei Geschlechtskrankheiten, die von ihnen viele Kinder erwarten und die daher zu Verantwortung erzogen werden sollten. Also setzte ich einen zweiten Termin an, diesmal mit allen Burschen ab 12 Jahren und allen männlichen Lehrern. Und ich gebe es gern zu, ein wenig mulmig war mir schon dabei, noch dazu musste ich mich ja in Englisch verständlich machen. In Kenia genießen Männer im Punkt Verhütung, Verantwortung, auch Respekt vor Frauen so etwas wie Narrenfreiheit, das wollte ich dringend ändern.

Also gab es Aufklärungsunterricht von Mama Karemba, und was soll ich sagen, die jungen Herren waren voll bei der Sache. Und während ich so redete und erklärte, kam mir die Idee. Ich fragte in den Raum, »wer möchte denn Mitglied werden im Club der »responsible gentlemen«? Alle Finger gingen in die Höhe. »Gut, in diesem Club gibt es Regeln«, erklärte ich mit ernster Miene.

Regel Nummer 1: Wenn ein Mädchen Nein sagt, dann meint sie Nein. Jetzt und in alle Zukunft, dies gilt auch für eure späteren Ehefrauen.

Regel Nummer 2: Wenn ihr mit einem Mädchen Sex haben wollt und sie das auch will, benutzt ihr ein Kondom.

Regel Nummer 3: Wenn ihr später verheiratet seid, setzt ihr nicht mehr Kinder in die Welt, als ihr später auch zur Universität schicken könnt.

Und dann kam noch der Knaller, der in dieser Deutlichkeit bisher nie gesagt wurde: »Wenn ihr ein Mädchen schwängert, dann verlässt nicht nur das Mädchen die Schule sondern ihr auch.«



Ich ließ eine Pause und dann fragte ich nochmal: »Wer möchte in diesem Club dabei sein?«

Wieder gingen alle Arme hinauf, und dann gab es Applaus von allen, auch von den Lehrern. Und ich glaube, damit haben wir einen Grundstein gelegt für die Zukunft, der mindestens so wichtig ist, wie die schulische Ausbildung.

Meinem persönlichen Patenkind Francis, derzeit (2013) 13 Jahre alt, sage ich immer: »Die einzige Freundin, bis du mit der Schule fertig bist, bin ich.« Er grinst dann verschmitzt und sagt » »I love you«.





Aus dem Schulalltag



Unsere fast 600 Kinder sind ein wahrlich bunt zusammengewürfelter Haufen, aber durch die in Kenia vorgeschriebene Schuluniform verschwinden die Unterschiede sehr schnell, und übrig bleibt ein fröhliches Bild in blau-weiß. Viele der Kinder sind Vollwaisen und leben bei Verwandten, meistens der Oma, andere haben noch eine Mutter, wenige beide Eltern. Alle stammen aus armen bis sehr armen Verhältnissen, selten, dass die Eltern selbst schreiben und lesen können, und wenn, sind sie fast immer Schulabbrecher. Und wie überall in Kenia leben auch bei uns Christen und Muslime friedlich nebeneinander.

Als wir vor fünf Jahren begannen, stand natürlich zunächst die reine Schulausbildung im Vordergrund. Trotzdem war schon damals in meinem Kopf die Idee, auch außerschulische Aktivitäten anzubieten, wenn wir es uns nur irgendwie leisten können. Sicher ist es wichtig, lesen und schreiben und rechnen zu können, aber gerade traumatisierte Kinder oder solche, die nicht in allen Fächern so gut sind, brauchen einen Ausgleich, wo sie Spaß haben, wo sie zeigen können, was in ihnen steckt, wo sie aber auch den Alltag und die Armut vergessen können. Kenia ist ein Land, wo alle diese Dinge auch geschätzt werden, wo also ein besonders guter Sportler die Chance hat auf ein Stipendium.

Schon als ich die ersten Kinder dabei beobachten konnte, wie ehrfürchtig und begeistert sie alle mit Büchern umgehen, war klar, eine Bibliothek sollte entstehen. Nicht nur die durchwegs billig gemachten kenianischen Bücher, sondern auch die Klassiker der Jugendbuchliteratur aus Europa, »Schatzinsel«, »Robinson Crusoe«, Märchen, Astrid Lindgren, aber auch Harry Potter oder Tolkien. Bilderbücher für die Kleinsten, sogar eine Ausgabe vom »Kleinen Prinzen« in Swahili konnte ich auftreiben. Unsere Bibliothek wächst, einmal pro Woche gibt es nachmittags die Möglichkeit, sich Bücher auszuleihen und ein eigener »Lese-Club« ist entstanden. Dieses Jahr habe ich erstmals für ganze Klassen Reclam-Hefte eingekauft und hinuntergeschickt, »Lord of the Flies« zum Beispiel oder auch »Brave New World« oder »The Canterville Ghost«. Meine Überzeugung dabei ist einfach, dass man über Bücher die Welt kennenlernt, beginnt, über den Tellerrand zu schauen. Wenn die jetzt heranwachsende Generation überhaupt eine Chance haben soll, dann nur, wenn sie sich öffnet, die ganze Welt als Spielwiese sieht und nicht an den Grenzen des Landes Halt macht.



FOR EXCELLENCE

KH... ..





PROFESSIONALLY COMPETENT
SHOULD GO IN HAND WITH
ALL THE REQUIRED MATERIALS
DEVELOPMENT IN HIS COUNTRY
MISSION
NEEDY WHEN THEY
HAVE THE OPPORTUNITY
CHALLENGES OF LEADERSHIP
MOTTO
SERVE FOR THE PEOPLE

Daneben gibt es heute in der Schule so unterschiedliche Aktivitäten wie Taekwondo oder Volleyball, traditionelle Tänze und Chor, eine Theatergruppe und eine Kunstklasse. Und natürlich unsere Pfadfinder.

Pfadfinder werden in Kenia noch sehr ernst genommen. Ein Pfadfinder zu sein, ist der große Traum vieler Kinder, und dann noch eines Tages auch eine echte Uniform dazu tragen – das wäre einfach ganz groß. Nun, wir haben diesen Traum für 60 Kinder erfüllt, und dank mehrerer großzügiger Spenden sind wir die einzige Schule, wo jedes Kind auch tatsächlich eine komplette Uniform hat, ein Grund, warum wir ganz oft zu Festen eingeladen werden, um etwas vorzuführen.

In den heißen Monaten gehen die größeren Kinder schwimmen zum Meer, auch dies etwas, was unmöglich erschien. Man wohnt zwar am Indischen Ozean, aber die meisten Kinder haben das Meer noch nie gesehen, können auch nicht schwimmen, weil sie aus ihren Slumhütten nie herausgekommen sind. Wie sie aufblühen, sobald sie am Strand ankommen. Wie sie Purzelbäume und Rad schlagen, herumalbern, sich gegenseitig bespritzen. Jeder, der dies einmal gesehen hat, weiß, wie sich Lebensfreude ausdrückt.

Aber es gibt auch tollen Unterricht. Unsere 6. Klassen (weiter sind wir noch nicht) sind bereits zum zweiten Mal die Nummer eins der Küstenregion, und im Schnitt kann man sagen, dass unsere sehr guten Schüler gute zwei Klassen weiter sind als die staatlichen Schulen, selbst die schlechten wären in einer staatlichen Schule unter den ersten 10. Wir schaffen dies vor allem natürlich, weil wir unglaublich engagierte Lehrer haben, die sich Zeit nehmen, die wirklich »ihre« Kinder nach vorn bringen wollen, wissend, dass sie an einem Projekt beteiligt sind, größer als wir alle. Außerdem haben wir kleine Klassen, in den oberen Stufen nur maximal 25 Schüler, ein Traum für kenianische Verhältnisse. Unsere Kinder sind nicht hungrig, auch ein ganz wesentlicher Punkt. Und – wir schauen darauf, immer wieder Tests einzubauen, sind meistens schon am Ende des zweiten Trimesters mit dem Stoff durch, danach wird nur noch wiederholt und gefestigt.

Dieses Jahr haben wir eine neue Dimension eingeleitet, es gibt einen Computerraum, die ersten 10 Laptops, und unsere »Großen« entdecken das weltweite Netz, Google und Youtube.



Und wie sieht so der klassische Schultag aus? Die Kinder sammeln sich zwischen 7.00 Uhr und 7.30 Uhr in der Früh. Einige haben da schon einen 30minütigen Fußmarsch hinter sich. Dann gibt es das Morgengetränk und für jeden heißen gezuckerten Tee. Um 10 Uhr ist dann gestaffelte Pause, immer die Kleinsten zuerst, die Großen helfen oder beschäftigen sich noch. Es gibt einen warmen Getreidebrei mit Zucker und Fett, dann wieder lernen bis 13.00 Uhr, immer unterbrochen von Bewegungseinheiten draußen auf dem Schulhof. Um 13.00 Uhr gibt's dann Mittagessen, wieder gestaffelt nach Klasse, und freies Spiel. Für die Kleinen ist dann eigentlich Schulschluss, viele bleiben aber, legen sich gemeinsam im Schatten zum Schlafen auf Bastmatten, weil sie auf die älteren Geschwister warten, die noch bis 16.00 Uhr Schule haben, allerdings sind die Kinder nachmittags in den ganzen freiwilligen Unterrichtsfächern oder bei der schulinternen Nachhilfe. Um 16.00 Uhr gehen dann alle nach Hause.

Jedes Schuljahr beginnt am ersten Montag im Januar und ist in Trimester unterteilt, immer drei Monate Unterricht, dann ein Monat Ferien. Schulschluss ist also Ende November.

Und so wie alle Kinder freuen sich unsere natürlich auch auf die Ferien, allerdings stehen sie meistens schon nach wenigen Tagen wieder vor dem Tor. Weil sie hungrig sind und weil sie die vielen Angebote und die Gemeinsamkeiten vermissen. Auch die Rutsche und die Schaukeln sind natürlich ein starkes Argument. Und die Lehrer? Die haben keine Ferien, so etwas gibt es nicht wirklich in Kenia. Sie bereiten das nächste Trimester vor oder sind auf Fortbildung.

Schule mit Öffentlichkeitsrecht



Zugegeben, als Karani mich gleich im ersten Jahr des Schulbaues damit konfrontierte, dass wir die Schule »registrieren« lassen sollten, war ich nur genervt. »Zuerst müssen wir mal eine Schule bauen«, war meine regelmäßige Antwort. Ich war zu sehr damit beschäftigt, Geld zu besorgen, um der gefräßigen Baumaschinerie immer genug Futter zu geben, und nicht immer war ich überzeugt davon, dass ich das schaffen würde. Und so ganz hab ich anfangs auch nicht verstanden, was genau er denn eigentlich damit meinte, registrieren. Ich hatte schlicht und einfach viel zu wenig Einblick in das gesamte System der Schulorganisation. Dass ich damit wohl nicht allein dastehe, merke ich heute daran, dass immer mal wieder ein Verein »eine Schule baut«, sich aber um eben diese Registrierung nicht kümmert.

Aber eine von Karanis überragenden Eigenschaften ist die, dass er nicht locker lässt, wenn er etwas will. Und das, was er wollte, und das hab ich erst später begriffen, war schlicht und einfach der Schutz dessen, was ich da so mühsam errichtet hatte, sowie der Schutz der Kinder, die uns anvertraut waren. Er wollte für mich die Gleichstellung unserer Schule mit allen anderen Schulen des Landes, in wirklich jeder Beziehung.

Ich konnte mir auch nicht wirklich vorstellen, wo denn die Schwierigkeiten liegen sollten. Wie naiv von mir. Als ob man in Deutschland oder Österreich mal schnell eine Schule gründen könnte. Für mich war klar, Karani war lange Zeit Schuldirektor, kannte genug Leute, er würde das schon schaffen. Ab da begannen hinter meinem Rücken viele Dinge zu laufen, von denen ich glücklicherweise nur das wenigste mitbekam. Außerdem hatte man sich angewöhnt, mir erst dann zu berichten, wenn auftretende Probleme bereits gelöst waren, nach dem Motto, warum sollen wir sie aufregen, sie wird es noch früh genug erfahren. Ich kann gar nicht sagen, wie dankbar ich dafür heute bin, ich weiß nicht, ob ich nicht noch mehr schlaflose Nächte gehabt hätte, wenn ich gewusst hätte, an welchem seidenem Faden unser Unterfangen manchmal hing.

Eine private »Schule« zu gründen und ein paar Kindern lesen und schreiben beizubringen, ist in Kenia überhaupt kein Problem. Bei uns würde es schon daran scheitern, dass man nicht einfach fremde Kinder beaufsichtigen darf, ohne dafür tausende von Zertifikaten und Zulassungen und Überprüfungen über

sich ergehen zu lassen. Nicht einmal ein Kind kann man so ohne weiteres betreuen, warum zum Henker hatte ich mir eigentlich eingebildet, dass man das in Kenia tun dürfte? Sollte man aber in solch einer Einrichtung irgendetwas tun, was dem kenianischen Staat oder irgendeiner Behörde nicht passt, so würde man sofort enteignet, die Schule in die staatliche Verwaltung übernommen oder einfach platt gemacht. Risiko also für jeden, der das beginnt und inzwischen allein in der Küstenregion mehrmals schon beobachtet. In den Erzählungen ist dann immer der böse Staat schuld, nie man selbst, weil man sich einfach über Gesetze hinweg gesetzt hat.





Das zweite Risiko, unsere Kinder könnten zwar lesen und schreiben, ihr Zeugnis hätte aber keinen Wert. Später mal an die Uni? Keine Chance. Und hier hatte Karani natürlich Recht, das war absolut nicht das, was wir wollten.

Die einfachste Übung waren die baulichen Kriterien. Ich kann heute wohl mit Stolz sagen, dass unsere Schule in jeder Beziehung umwerfend geworden ist, schön, fast europäisch, alle Anforderungen werden hier mehr als erfüllt, und ich schätze, wir bekamen allein deshalb so viele Überprüfungen, weil jeder einfach mal diese Schule besuchen wollte.

Daher bekamen wir hier auch sofort und ohne Wenn und Aber die Bestätigung, dass unsere Schule alle Standards erfüllen würde. Und da ich selbst bereit war als Eigentümerin und Schulerhalterin auch den kenianischen Behörden gegenüber die Verantwortung zu übernehmen, war auch dieser Punkt geklärt (einem reinen Verein erlaubt man dies selten, weil man wohl die Erfahrung gemacht hat, dass im Ernstfall alle reden aber niemand verantwortlich ist). Gapeka wurde als übergeordnete kenianische Instanz eingesetzt.

Viel schwieriger und wichtiger aber waren die Anforderungen an Lehrer und Stundenpläne, an Unterrichtsinhalte und Prüfungen. Hier wollten wir kein Risiko eingehen und holten uns professionelle Hilfe in Form von Mr. Rophus, einem pensionierten hohen Beamten aus dem Unterrichtsministerium, dessen Aufgabe früher genau dies war – Kontrolle von Schulen, Lehrplänen, Lehrern. Mr. Rophus war bereit, für uns zu arbeiten, später erfuhr ich, dass auch andere Schulen ihn für genau diese Tätigkeit beschäftigen wollten, aber er hatte sich bisher geweigert. Inzwischen kann ich sagen, dass Rophus neben Karani, Nelly und Tsama zu den Menschen gehören, die mir am meisten ans Herz gewachsen sind und deren Urteil ich vollkommen vertraue. Rophus begann also mit den Trainings und erstellte unsere Einreichpläne, justierte immer wieder nach, beobachtete andere Schulen und hatte seine Augen überall. Dies übrigens auch heute noch, denn wir haben ihn sozusagen behalten. Er trainiert immer wieder unsere Lehrer, hält Kontakt zu anderen Schulen, weiß genau, wo wir stehen und was wir als nächstes tun müssen.

Und schließlich war es soweit, die letzten Überprüfungen, dann zog man sich zur Beratung zurück. Und wir haben es geschafft! Unsere Schule ist voll registriert, ist allen anderen kenianischen Schulen gleichgestellt und das nicht nur in Kilifi, sondern in ganz Kenia. Sollten meine Erben also eines Tages beschließen, am Viktoriasee eine zweite Schule zu bauen oder in Nairobi oder irgendwo in der Masai Mara, dann brauchen sie keine neue Registrierung mehr. Auf unserem Gelände wurden uns 800 Schüler bewilligt, eine Aufstockung auf Secondary wäre nur noch eine reine Formalität.

Rein praktisch bedeutet dies nun, dass wir nicht mehr machen können, was wir wollen, dass aber auch niemand kommen und uns die Schule »wegnehmen« kann und dass unsere Kinder mit ihrem Zeugnis allen anderen Kindern in Kenia gleichgestellt sind. Wir unterliegen allen gesetzlichen Anforderungen, müssen uns überprüfen lassen, müssen Öffnungs- und Schließzeiten einhalten (früher haben wir oft in die Ferien hinein offen gehalten, das dürfen wir jetzt nicht mehr), haben genaue Lehrpläne, Anforderungen an die Qualifikationen der Lehrer und genormte Prüfungen. Und die Prüfungsergebnisse werden jeweils an die zuständigen Behörden weiter geleitet, kommen in einen großen Topf und daraus errechnet sich der kenianische Durchschnitt pro Jahr und damit die Anforderungen an weiterführende Schulen und Universitäten.

Und mir wurde mehrfach versichert, dass wir die einzige Schule mit einem ausländischen Besitzer seien, die diese Registrierung ohne Wenn und Aber erhalten habe, die »Kilifi Vonwald School«.

Danke an Karani für seine Hartnäckigkeit.

Nellys Geschichte



Ich bin am 22. Mai 1982 als eines von 8 Kindern geboren, sechs Mädchen und zwei Buben. Meine Eltern hatten wenig Geld, aber Schulbildung war dennoch wichtig in unserer Familie. Daher hatte ich das große Glück, schon 1989 mit der Primary zu beginnen, einige Jahre sogar in einer Boarding Schule auf der Insel Lamu. Als es dort politisch zu unsicher wurde, holten meine Eltern mich zurück, ich absolvierte Primary und Secondary und es war immer mein Wunsch, Lehrerin zu werden.

Zuerst waren aber mal meine anderen Geschwister an der Reihe, mein College musste warten. Ich blieb, wie es Mädchen eben so tun, zuhause, half im Haushalt und verrichtete kleine Arbeiten, immer mit dem Wunsch, doch endlich meinen Traumberuf erlernen zu können.

Die Situation zuhause war sehr ärmlich, eng, laut, vielleicht oder sicher sogar war dies der Grund, warum ich mich Hals über Kopf in einen Mann verliebte, Francis, den ich 2002 nach nur einem Jahr der Werbung gegen alle Mahnungen heiratete. Ich dachte, weg von zuhause, Ehefrau sein, jetzt bin ich erwachsen. Leider durchschaute ich damals seinen Charakter nicht. Hätte ich gewusst, was so alles auf mich zukommen würde, niemals hätte ich mein Elternhaus so früh und nach so kurzer Verlobungszeit verlassen.

Aber nun war ich im Haus meines Mannes und seiner Eltern, und schon nach ganz kurzer Zeit änderte sich etwas in ihrem Verhalten mir gegenüber. Ich wurde als Arbeitskraft gebraucht, man isolierte mich, keine Kontakte mit Nachbarn oder Freunden, auch keinen Kontakt zu meinen Eltern mehr. Ganz schlimm wurde es dann, als ich schwanger wurde. Mein Mann schlug mich grundlos, wann immer ihm danach war, so oft hatte ich Angst um mein Baby.

Der Höhepunkt war erreicht, als er mich einsperrte und mich hochschwanger tagelang hungern ließ, um meinen Willen zu brechen. Ich war schüchtern und außerdem schämte ich mich vor meinen Eltern, weil ich so schnell geheiratet hatte. Jetzt wollte ich mir und ihnen nicht eingestehen, dass es ein Irrtum war, ein großer Irrtum.





Im gleichen Jahr meiner Hochzeit kam mein erstgeborener Sohn Teddy zur Welt. Meine Mutter holte mich für einen Monat nach Hause, schickte mich dann aber zurück zu meinem Mann, sie wollte kein Gerede, die Schande – so ist das bei uns in Kenia. Mein Mann hatte mich mit dem Brautpreis meinen Eltern abgekauft, und schlechte Behandlung ist kein Trennungsgrund.

Einen Schwager gab es aber, der sah, wie ich litt, und der mir über Plan International einen Job besorgte als Hilfskraft in einer Vorschule, ehrenamtlich, aber ich kam wenigstens raus von zuhause. Meine Eltern, die sahen, wie glücklich mich das machte, versprachen mir, das Geld aufzutreiben, mich auf ein Lehrer College zu schicken, allerdings ging das nicht gleich, denn ich war ungewollt ein zweites Mal schwanger, ein Missgeschick, das wieder alle meine Pläne durchkreuzte. Im Juni 2004 kam mein zweiter Sohn zur Welt und ich schwor mir, genug jetzt, ich wollte unbedingt lernen.

Es war eine schwere Zeit. Die Kinder nur 18 Monate auseinander, mein Mann, der weiterhin gewalttätig war, wann immer er getrunken hatte und das war fast täglich, aber ich hatte ein Ziel, und nach 9 Monaten hielt ich mein Zertifikat als ausgebildete Vorschulpädagogin in den Händen, das meine Eltern mir unter großen Entbehrungen finanziert hatten.

Meine erste richtige Anstellung gab es 2007 in Mombasa. Ich arbeitete in einer Schule für körperbehinderte Kinder, was mir viel Spaß machte, allerdings bekam ich kaum ein Gehalt. Aus der Collegezeit hatte ich noch Kontakt zu zwei Lehrern aus Kilifi, unter anderem Mr. Samson, der mir eines Tages erzählte, es würde eine neue Schule gebaut von einer weißen Frau, ob ich nicht Lust hätte, da als Lehrerin zu arbeiten. Zuerst war ich sehr skeptisch, aber auch neugierig, also ging ich zum Vorstellungsgespräch mit Mr. Karani. Das war 2008. Ich erwartete eine Schule, aber es gab nur buschiges Gelände, ein paar Bäume, improvisierte Tafeln, kein Gebäude, keine Klassenräume. Aber irgendwie war da etwas, was ich nicht erklären konnte, und dann lernte ich die Besitzerin kennen, Mama Gabi oder Mama Karemba, wie wir sie heute alle nennen. Und sie sprach von Visionen, von Harambee, davon, dass sie uns allen jetzt noch nicht viel bieten könnte, aber dass alle, die jetzt mit ihr diesen Traum leben würden, es eines Tages nicht bereuen würden. Ich wusste sofort, ja, da will ich dabei sein. Dann hörte ich das Gehalt, das ich bekommen sollte

und für das sich Mama Gabi gleich entschuldigte und versprach, es würde im Laufe der Zeit besser. Besser? Ich hatte noch nie eigenes Geld besessen, noch nie überhaupt ein richtiges Gehalt bekommen. Für mich war es plötzlich wie ein Schritt in ein neues Leben.

Ich begann also als Lehrerin für die Vorschulkinder, 2008 noch unter einem schattigen Baum, ein Jahr später in einer luftigen, geräumigen Klasse mit einer tollen Schultafel, mit Bänken, Büchern, vor allem aber mit viel Wertschätzung. Mama Gabi kam regelmäßig, besprach mit uns ihre Planungen, und wirklich, ein paar Monate später hatten wir wieder neue Klassenräume, Speisesaal, Toiletten, einfach unglaublich. Die Schule wurde mein wirkliches Zuhause, überhaupt ab dem Moment, als Mama Gabi mir erlaubte, auch meine beiden Buben herzuholen und hier unterrichten zu lassen.

Und ich wollte weiter lernen, denn noch hatte ich nur die Erlaubnis zum Unterrichten von Vorschulkindern. Mama Gabi versprach, wenn ich einen guten Abschluss bekommen würde, dann würde sie mir die Schulgebühren ersetzen. Ein Risiko natürlich, was, wenn nicht? Aber ich schrieb mich wieder am Lehrer College ein, drückte in allen Ferien die Schulbank und tatsächlich konnte ich 2009 meinen Abschluss machen. Und Mama Gabi hielt Wort und ersetzte mir meine Kosten.

Die Schule wurde immer schöner, ich verstand langsam, was Mama Gabi meinte, wenn sie immer sagte, wir machen auch was »für die Augen«, inzwischen ein geflügeltes Wort in der Schule. Wir wurden von den Lehrern anderer Schulen schon beneidet, und ich war so stolz.

Nur zuhause wurde die Situation immer schlimmer. Mein Mann bedrohte mich, wenn ich weiter für diese Muzungu-Frau arbeiten würde, dann würde er mich umbringen. In der Schule sah ich soviel Schönheit, aber unser Zuhause war eine Lehmhütte, klein, eng, wir alle schliefen auf dem Boden, mein Mann verprügelte mich regelmäßig und ich sah, wie meine Kinder darunter litten, ihre Mama so zu sehen.

Dann kam der Tag, wo Mama Gabi mich zur Direktorin der Schule ernannte, und ich wusste, jetzt musste ich auch außerhalb der Schule etwas ändern. Es ging nicht, dass ich beruflich eine Respektperson war,



eine Frau, die eine hohe Position in dieser wunderbaren Schule hatte, eine Chance, die so einmalig ist, und die sich zuhause verkriecht, am Boden schläft und sich von ihrem Mann misshandelt lässt. Ich wollte auch in diesem Punkt Vorbild sein und vertraute mich endlich meinen Eltern an.

Und dann ging alles seinen Lauf, meine Eltern redeten mit meinen Schwiegereltern, man einigte sich, ich würde den Brautpreis zurück zahlen und mich trennen. Ich bat Mama Gabi um einen Kredit, erzählte ihr aber nicht warum. Sie bewilligte ihn sofort ohne Wenn und Aber.

Knapp vor Weihnachten 2012 war es dann soweit, ich wurde offiziell geschieden, Mit dem Kredit kaufte ich ein kleines Stück Land, dort werde ich in den nächsten Jahren ein Haus bauen. Bis dahin lebe ich mit meinen Söhnen in einem gemieteten Haus, zwei Zimmer, ich schlafe in einem Bett, ich habe zu Essen und meine Ruhe und ich arbeite in meinem Traumberuf. In Kilifi bin ich eine Respektsperson, wenige Frauen haben Kontovollmacht auf dem Konto einer weißen Frau. Die Barclays Bank hat mich neulich zu einem VIP-Abendessen eingeladen, und die Menschen grüßen mich.

Ich sitze in einem eigenen Büro, sogar Strom haben wir inzwischen, und jetzt werde ich lernen, wie man das Internet verwendet. Das Leben ist wunderschön.

Ohne Verwaltung

Ein wichtiger Satz in jedem Gespräch über Harambee ist immer »Wir arbeiten ohne Verwaltung«. Das ist natürlich nicht richtig. Selbstverständlich braucht es eine funktionierende Verwaltung, zu jedem Kind der Schule habe ich in Wien ein Datenblatt, auf dem alles vermerkt ist, die Patenadressen müssen immer aktuell gehalten werden, denn wir versenden Briefe der Kinder genauso wie inzwischen 4mal jährlich unsere Vereinszeitung. Wir müssen kontrollieren, ob auch alle Patenbeiträge eingehen, und dafür benötigen wir natürlich eine Buchhaltung. Wir unterhalten zwei Facebookseiten, eine offene, auf der sich jeder informieren kann, und eine geschlossene Gruppe nur für Paten, auf der ich täglich Informationen und Fotos poste, dazu natürlich ebenfalls täglich persönliche Anfragen von Paten oder Sponsoren, zum Verein, zur Arbeit vor Ort, meistens aber zum eigenen Patenkind und dessen Familie. Außerdemnatürlich der Kontakt zwischen Wien und Kenia.

»Ich weiß schon«, werden Sie jetzt sagen, »keine Verwaltungskosten müsste es eigentlich heißen.« Aber auch dies ist nicht korrekt, wir haben Verwaltungskosten, nur dass diese nicht aus Spenden oder Patenbeiträgen finanziert werden.

Da Harambee ja ursprünglich sozusagen mein »Privatvergnügen« war, klein und überschaubar, war eine »Verwaltung«, die das Wort überhaupt verdient, natürlich gar nicht notwendig. Es war meine Planung, mein Risiko, meine Zeit, mein Geld und das einiger Freunde, und meine Zeit hieß (und heißt im übrigen bis heute), dass ich mich abends nach meiner Erwerbsarbeit noch hinsetze, und alles aufarbeite, was so auf meinen Schreibtisch flattert. Bis heute benötigt Harambee auch kein eigenes Büro, denn dafür konnten und können wir das nehmen, das ich auch beruflich verwende, inklusive Telefon, Büromaterial und der einen oder anderen Stunde, die ich meine Mitarbeiter dafür freistelle. Das heißt, ja, wir haben ein Büro und wir haben Mitarbeiter, aber dieses Büro und die Mitarbeiter laufen über meine selbständige Tätigkeit einfach mit.

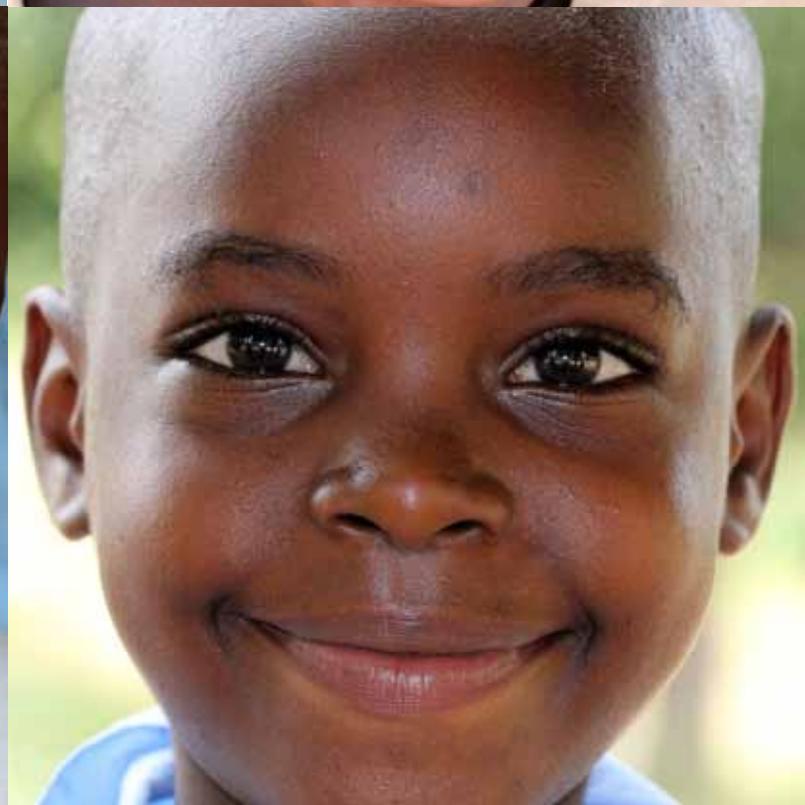
Und mir ist durchaus bewusst, dass dies nur möglich ist, weil wir klein sind. Oder anders ausgedrückt, ich kann nicht die ganze Welt retten, nicht ganz Afrika, nicht einmal ganz Kenia. Ich beschränke mich auf ein kleines Gebiet in einem kleinen Ort, und dort versuche ich gemeinsam mit inzwischen vielen engagierten



Menschen an einer Verbesserung zu arbeiten. Denn inzwischen sitze ich nicht mehr allein an meinem Schreibtisch, das wäre bei 600 Kindern nicht mehr möglich, sondern es gibt eine immer größer werdende Zahl an ehrenamtlich arbeitenden Menschen, die mich hierbei unterstützt, der modernen Technik sei Dank, nahezu immer vom eigenen Wohnzimmer aus.

Aber die Betonung liegt eben auf ehrenamtlich. Bis heute ärgert es mich, wenn Menschen irgendwelche Orden oder Charity-Rankings bekommen, weil sie sich einsetzen, wenn man dann aber mal nachfragt, dann erhalten alle diese Menschen dafür Geld. Man könnte auch sagen, schön, dass es ein erfüllender und für die Menschheit wichtiger Job ist, den du da machst, aber - es ist ein bezahlter Job. Statt Verkäuferin, Sekretärin oder Manager in einem Dax-Konzern eben Manager in einer gemeinnützigen Organisation. Und glauben Sie mir, einige davon haben Monatsgehälter plus Spesenkonto, mit diesem Geld könnte ich eine zweite Schule bauen. Aber eine Sekretärin oder Buchhalterin zu beschäftigen, damit kann ich noch irgendwie umgehen, gute Arbeit soll auch bezahlt werden, obwohl ich weiterhin der Meinung bin, es geht uns allen so gut, da kann man ruhig ein paar Stunden pro Woche in den Dienst der Allgemeinheit stecken oder Menschen helfen, denen es nicht so gut geht.

Was mich aber wirklich ärgert, sind die Kosten, die man nicht so ohne weiteres in der Buchhaltung sieht und die daher gar nicht erst vorkommen im Posten Verwaltung oder Werbung. Kosten, die man nur erkennt, wenn man selbst Insider ist. Es ärgert mich, wenn sich bei einer Fernsehgala ein C-Promi mit Mikrofon vor einer afrikanischen Kulisse aufbaut und mit trauriger Stimme verkündet, dass man doch etwas gegen Malaria tun könnte, ein Moskitonetz kaufen. Schon für umgerechnet 10 Euro wäre das möglich. 10 Euro? Ich würde jedem Händler, der versuchen würde, mir 10 Euro für ein Moskitonetz abzuknöpfen, mit einem Fluch belegen. Kenia ist nicht das billigste Land Afrikas, aber wir kaufen Moskitonetze für maximal 4 Euro, und ich gehe doch wohl davon aus, dass große Institutionen dies noch preiswerter bekommen. Mit dem Moskitonetz ist es aber nicht getan, und dies wird gern verschwiegen. Zur Befestigung braucht es auch ein Bett, und daran mangelt es in Wahrheit.





»Schenken Sie zu Weihnachten eine Ziege«. Gern. Euro 75 Euro will man dafür? Wir kaufen eine Ziege in guten Zeiten um Euro 25 Euro in schlechten um maximal 30 Euro. Und jetzt frage ich mich natürlich, was passiert eigentlich mit den anderen 45 Euro? Wer bekommt die? Sicher nicht der kleine Händler vor Ort. Wobei ich mir natürlich vorstellen kann, wenn ein großer Fernsehsender mit Kamera und Tontechniker aus Europa aufkreuzt, dann kostet die Ziege wirklich 75 Euro.

Dazu noch eine weitere kleine Episode: In Kilifi gibt es eine »Straße«, besser müsste man Weg dazu sagen. Seit ich vor Ort bin ist dieser Weg im Sommer eine Dünenlandschaft, in der man nicht einmal bis über alle vier Räder im Sand stecken bleibt, und was im Sommer der Sand ist während der Regenzeit der Schlamm. Alle leben damit, niemand kümmert sich. Seit drei Jahren nun steht hier ein großes Schild mit der Aufschrift, dass diese Straße aus Fördermitteln der EU saniert worden sei. Alle, die das sehen, lachen und schütteln den Kopf. Mit Sicherheit sind hier Gelder geflossen, mit der ich locker noch eine weitere Schule hätte bauen können, oder alle meine Familien in schöne Hütten übersiedeln könnte. Ich denke, dies muss man nicht weiter kommentieren, um zu sehen, wo der Unterschied zu Harambee liegt.

Was es für uns ebenfalls heute wesentlich strukturierter macht als in der Anfangszeit, ist die Tatsache, dass ich inzwischen auch in Kenia wunderbare und sehr kompetente Mitarbeiter habe. Natürlich trifft man auch mal falsche Personalentscheidungen, oder es stellt sich im Nachhinein heraus, dass man nicht die richtige Person für eine Aufgabe gewählt hat, dies ist in Kenia nicht anders als bei uns. Aber nach jetzt sieben Jahren kann ich sagen, ich habe entweder großes Glück gehabt oder den richtigen Riecher oder beides. Jedenfalls kann ich mich nicht nur auf unser Team in Kenia verlassen, das wäre sicher gar nicht so spektakulär, sondern wir haben den Sprung geschafft zu einem selbständigen und vorausschauendem Denken. Man widerspricht mir auch, nicht oft, aber immer mal wieder - ein wunderbares Zeichen dafür, dass die Saat aufgeht. Wir planen gemeinsam, diskutieren, verwerfen, planen neu. Und, ebenfalls wichtig, man hat auch die Finanzen im Auge, gibt also nicht nur europäisches Geld aus, sondern überlegt, wie sinnvoll ist das jetzt, was ich mir da wünsche.



Sehr geholfen hat uns dabei, dass ich alle zwei Jahre die wichtigen Mitarbeiter aus Kenia zu Besuch nach Wien hole, 2014 werden Nelly und Tsama dran sein. Hier erfahren sie dann hautnah, was Mama Karemba meint, wenn sie sagt, »ich will es europäisch«. Es erweitert den Horizont, so wie mein Horizont bei jedem einzelnen Aufenthalt in Kenia erweitert wird. Wir lernen voneinander.

Und seit zwei Jahren schicken wir umgekehrt auch Volontäre nach Kenia, junge Menschen, die drei Monate lang bei Karani und in seiner Großfamilie wohnen und leben und in der Schule mitarbeiten. Und die dann ganz direkt berichten können, was denn so alles passiert in der »Kilifi Vonwald School«. Neben der Tatsache, dass es uns sehr direkt hilft, weil wir einfach mehr Personal haben, um die große Kinder­schar zu beaufsichtigen, bringt es auch eine Öffnung nach außen für die Kinder. Ich erinnere mich, wie verschreckt alle anfangs waren, sobald sie einen weißhäutigen Menschen auch nur von weitem erblickt haben. Heute gehen sie ganz normal damit um, lernen so auch direkt etwas über Europa, beginnen zaghaft mit der deutschen Sprache (Kenia ist ein Tourismusland, daher wird ihnen dies nicht schaden), lernen Spiele und Abzählreime und Lieder und öffnen sich damit der Welt außerhalb ihres Landes.

Daher kann ich heute stolz sagen - wir sind längst kein kleiner unscheinbarer Verein mehr, sorgen nicht nur für 600 Kinder, sondern über diese Kinder ja auch für deren Familien, sind Arbeitgeber, kaufen vor Ort große Mengen ein, von Schulbüchern über Schuluniformen bis hin zum gesamten Schulessen, überschlagsmäßig leben von unserer Vision also heute ungefähr 5.000 Menschen - trotzdem sind wir unserer prinzipiellen Einstellung treu geblieben, eine schlanke Struktur, schnelle Entscheidungsmöglichkeit, Einbindung der Bevölkerung und kaum Kosten für das, was man Verwaltung nennt. Oder in Zahlen, weniger als 4%. Und wir kaufen bei kleinen örtlichen Händlern statt bei indischen, chinesischen oder amerikanischen Konzernen, beschäftigen kenianische Handwerker, die damit wieder ihre Familien ernähren können, schaffen damit Arbeitsplätze und Lehrstellen.

Und nicht einmal im Traum käme ich auf die Idee, mir ein Gehalt zu zahlen oder mir meine Flügel von Spendengeldern weg zu nehmen.

Nicht nur Geld

Sicher kennen Sie den immer wieder gern verwendeten Spruch, dass man Menschen nicht nur Fische geben, sondern ihnen zeigen soll, wie man fischt. Immer wieder werde ich gefragt, wie nachhaltig denn unser Projekt überhaupt sei. Mal abgesehen davon, dass Schulbildung an sich in meinen Augen die nachhaltigste Hilfe überhaupt ist, weil es eine Veränderung ist, die erst in der nachfolgenden Generation überhaupt zum Tragen kommt, war mir natürlich auch klar, dass unser oberstes Ziel eigentlich sein sollte, uns selbst im Alltag der Familien entbehrlich zu machen, ihnen also Möglichkeiten zu öffnen, sich irgendwann einmal komplett allein und selbst versorgen zu können.

Im Grunde genommen geht es dabei um die gleichen Dinge, mit denen wir uns derzeit ja auch in Europa herumschlagen – wie schafft man Arbeitsplätze? Es kann nicht das Ziel sein, nach dem Gießkannenprinzip Sozialleistungen auszuschütten, in Afrika nicht und bei uns ebenso wenig. Nur etwas zu bekommen, ohne eine Leistung dafür zu erbringen, macht träge und lethargisch, hier wie dort. Der große Unterschied zu Europa ist aber in meinen Augen der, dass in Afrika jeder sehr gern selbständig sein möchte. Kenia ist ein Land der Kleinstunternehmer. Kaum jemand strebt eine Anstellung an, viel lieber wäre jedem der Start in ein kleines eigenes Geschäft. Und hier wie dort benötigt man dazu ein Startkapital.

Unser Plan war also, einigen Familien, die eine Idee zu einem Unternehmen präsentieren konnten, einen kleinen Kredit zu geben, im Gegensatz zu einer Bank aber ohne Zinsen und mit einer moderaten Rückzahlungsvariante. Nur – zu dieser Idee benötigte ich auch die Menschen, die das Ganze organisieren und auch kontrollieren würden, denn eines wollte ich auf jeden Fall vermeiden, dass nämlich unsere Familien hier das schnelle Geld witterten, weil diese Muzungu zu blöd wäre und auf alle möglichen Geschichten hereinfallen würde.

Nun, in Tsama hatte ich endlich diesen Menschen gefunden. Tsama ist ein Glückgriff der ganz besonderen Art, jung, gerade mal knapp über 30, eine neue Generation also, Muslim, verheiratet, Vater einer entzückenden kleinen Tochter, hervorragende Ausbildung, sehr gute EDV-Kenntnisse und selbst Unternehmer. Karani hatte ihn sozusagen als Volontär für Gapeka gebracht, weil Tsama neben allen anderen Qualitäten helfen möchte, für sein Volk und sein Land etwas tun, sich engagieren möchte. Inzwischen ist



Tsama im Grunde genommen Gapeka, entwickelt selbst immer neue Ideen, seither klappt die Kommunikation großartig, und auf Grund seiner Jugend hat er in allem eine gewisse Schnelligkeit. Wie wir allein die Buchhaltung für das kenianische Finanzamt schaffen würden ohne ihn, wäre mir ein Rätsel. Was er aber ebenfalls hat bei aller Liebe und Sorge um sein Volk, ist eine gewisse Härte gegen jede Art der sinnlosen Bettelei. Du willst etwas haben, was kannst du leisten? Genau die richtige Voraussetzung also für unsere Planung der Mikrokredite.

Also suchten wir als ersten Schritt 20 Mütter aus (es sind immer die Frauen, die anpacken in Kenia und auf die man sich verlassen kann, daher nahmen wir als ersten Schritt die Mütter), hörten uns an, was sie so planten, wenn sie denn Geld hätten, und vergaben Kredite zwischen Euro 50 und Euro 200,- für den Start in ein kleines Unternehmen. Um es besonders zu machen und die Wichtigkeit des Ganzen zu betonen, holten wir außerdem den Bürgermeister ins Boot, der jeden einzelnen Kreditvertrag sozusagen als Zeuge unterschrieb. Uns würde man vielleicht betrügen, mit dem Bürgermeister als Zeugen wäre dies aber sehr schwer. Die meisten Mütter entschieden sich für kleine Handelsgeschäfte, Kioske, wo sie nun die unterschiedlichsten Dinge verkaufen, Secondhandkleidung, Holzkohle, Makutis für die Dächer, Lebensmittel, Kangas.



Wir sind bei der Planung behilflich, bei der Auswahl des Standortes, vermitteln die Großhändler, bürgen auch schon mal für die ersten Waren, und derzeit arbeiten wir an einem Prototyp eines Kiosks, der auch äußerlich schöner ist und einfach auffällt.

Der erste Schritt. Die Rückzahlung klappt hervorragend, wir haben vereinbart, dass, sobald 50% des Startkredites zurückbezahlt sind, man um eine Aufstockung ansuchen kann.

Neben solchen Kiosken und kleinen unternehmerischen Existenzen ist mir persönlich aber ein besonderes Anliegen die Landwirtschaft. Ich denke, dass die landwirtschaftliche Versorgung der Bevölkerung über Kleinbauern die beste Hilfe gegen drohende immer wiederkehrende Hungersnöte sein wird. Viele unserer Familien haben ein kleines Stück Land rund um ihre Hütte, und so sollte man denken, dass Hunger in diesen Familien nicht vorkommen würde, dass sie im Gegenteil sogar mit dem Anbau von was auch immer ein kleines Geschäft machen würden. Der größte Irrtum überhaupt.

Landwirtschaft im kleinen Stil scheitert in Kenia an drei Punkten:

1. Weiß kaum jemand wirklich, wie man das macht. Wir glauben immer, dass eine so bodenständige Bevölkerung das alles doch können müsste, aber ganz ehrlich, wer von uns Städtern mit kleinem Ziergarten vor dem Haus könnte denn tatsächlich ohne Anleitung professionell zum Selbstversorger werden?
2. Wasser, das große Thema. Viele Monate im Jahr ist es so trocken, dass alles verdorrt. Auf einem Stück Land ohne Wasseranschluss wird man niemals wirklich etwas anbauen können.
3. Die generelle Einstellung. Wenn man im Kopf nur den Gedanken hat, ich will etwas anbauen, damit ich zu essen habe, dann werde ich auch höchstens das bekommen. Wenn ich denke, ich will Überschüsse produzieren, die ich auf dem Markt verkaufen kann, dann erst wird es mir wirklich besser gehen.





Auf Grund von Punkt 3 war klar, wir müssten uns für unsere Planung ein oder zwei Personen suchen, die verstehen würden, dass es nicht nur um ein wenig Mais für die eigene Familie gehen würde, sondern dass das, was wir jetzt pflanzen, sozusagen eine andere Art des selbständigen Unternehmertums sein würde. Und natürlich brauchten wir professionelle Hilfe, keiner von uns war selbst Gärtner oder Landwirt.

Nun gibt es in Kilifi die Universität für Bodenkultur genauso wie ein Landwirtschaftsamt, beide wurden um Hilfe gefragt, beide waren hellauf begeistert. Genau das habe man immer gesucht, das Problem sei nur, man habe keine finanziellen Mittel, und ohne Wasser und Saatgut könne man nicht helfen. Also war unser Plan, wir schaffen mal ein Pilotprojekt, wir bringen das Wasser, wir bringen Saatgut, wir bringen auch Gießkannen und Hacken und was es sonst noch braucht, und das Knowhow kommt eben von diesen Institutionen. Ich will jetzt nicht behaupten, dass es schon im ersten Jahr der ganz große Erfolg geworden ist, aber inzwischen haben wir drei dieser Projekte, so langsam wird es.

Der nächste Schritt ist nun, diese landwirtschaftlichen Projekte zusammenzubringen mit den Müttern, die an ihrem Kiosk Gemüse verkaufen, sozusagen Produzent und Händler ohne Umwege miteinander zu verknüpfen. Und daran arbeiten wir gerade.

Und noch ein Traum der Anfangszeit wird gerade in diesem Jahr behutsam umgesetzt, auch eine absolute Novität in Kenia, nämlich die Zusammenarbeit mehrerer Dienstleister in einer Kooperation. Nun ist es in Kenia so, dass zwar gern jedes auch noch so entfernte Familienmitglied jederzeit eingebunden wird, für den Cousin oder den Onkel dritten Grades wird sofort irgendwo ein Platz freigemacht, aber eine Zusammenarbeit mit lauter gleichberechtigten Fremden – Nein – das kann man sich einfach nicht vorstellen. So kommt es, dass jeder es wieder neu versucht, klein, winzig manchmal. Es gibt Geschäfte, nicht größer als ein Waschraum, fünf Friseurinnen bedeutet, fünfmal Miete für eine Winzigkeit, fünfmal alle Anschaffungen, fünfmal Werbung. Aber ich konnte mir den Mund fusselig reden, keine Chance. Mit Nichtfamilienmitgliedern wollte man nichts aufbauen. Nun, so ein wenig kann ich es ja auch verstehen. Während ich an diesem Buch arbeite, hat mich gerade eine Geschäftspartnerin im Stich gelassen, vielleicht sollte man wirklich nur mit der eigenen Familie arbeiten. Der Unterschied ist nur, wenn wir unseren Müttern solch

ein kleines Geschäft ermöglichen würden, dann wäre es einfach grober Unfug, wenn wir fünf Müttern Geld dafür geben würden, dass sie sich gegenseitig Konkurrenz machen. Und es würde wesentlich mehr kosten, fünfmal etwas aufzubauen, als einmal etwas Richtiges. Hatten wir nicht auch gegenüber unseren Geldgebern eine Verpflichtung? Ich wollte es also nochmals probieren. Vielleicht hätte ich mehr Glück damit, wenn wir die Oberaufsicht hätten, wenn wir das Geld dazu hergeben würden, das Risiko für die einzelnen Mütter also klein bleibe.

Wir hatten in den letzten Jahren einigen unserer Mütter auch Ausbildungen finanziert, Schneiderin zum Beispiel. Insgesamt haben fünf Frauen diese Ausbildung absolviert, und alle fünf haben zusätzlich auch eine Nähmaschine bekommen. Nun wollten wir es wagen, würden diese fünf Frauen die Chance erkennen und sich gemeinsam selbständig machen? Mit unserer Hilfe?

Alle Frauen wurden zu uns ins Büro eingeladen, das Konzept erklärt, Hilfe angeboten, und, Ja, man war nicht nur einverstanden, sondern auch begeistert. Und daran arbeiten wir aktuell gerade. Zusätzlich zu den Nähmaschinen wurden weitere notwendige Dinge angeschafft, ein Lokal gefunden, demnächst schon geht es los, und ich bin sicher, dass wir damit wieder etwas Neues schaffen, inklusive Lehrstellen für das eine oder andere Mädchen unserer Schule, das später vielleicht nicht studieren will oder kann.

Alle diese Projekte haben mit selbständigem Unternehmertum zu tun, aber darüber hinaus haben wir begonnen, auch Arbeitsplätze in Anstellung zu suchen. Wir kennen viele Unternehmen, sind guter Kunde und haben natürlich eine hervorragende Reputation. Daher glaubt man uns, wenn wir jemanden schicken und um Arbeit anfragen, im Verkauf, im Service, zum Putzen und natürlich auch auf der nie endenden Baustelle unserer Schule oder unser Social-Living-Häuser.



Kann ich Ihnen Kleidung mitgeben?

Wir alle kennen die Container, in die man alles an Kleidung einwerfen kann, was einem daheim im Kleiderschrank so den Platz wegnimmt. Und dazu tut man ja wohl auch noch ein gutes Werk. Aber kommt es wirklich an? Nun, ankommen tut es, aber helfen nicht wirklich. Ja, eigentlich passiert sogar das Gegenteil damit. Nehmen wir mal so einen ganz normalen Altkleidercontainer einer örtlichen Hilfsorganisation. Haben Sie tatsächlich geglaubt, ehrenamtliche Mitarbeiter würden nun die Sachen sortieren und dann persönlich dafür sorgen, dass eine arme, an Aids erkrankte Mutter aus dem kenianischen Hinterland eine Regenjacke für die kalten Monate bekommen würde? Mal abgesehen davon, dass es in den großen Organisationen keine ehrenamtlichen, sondern nur bezahlte Mitarbeiter gibt, werden die Sachen nach Kilopreis verkauft an Großhändler. 20 Tonnen bringen der örtlichen Hilfsorganisation ungefähr 1.000 Euro ein, der Großhändler bekommt dafür schon rund 25.000 und bis die Ware in Afrika beim Kunden angekommen ist, kommen nochmals 100 bis 200% Gewinn dazu. Gesammelt wird das meiste zunächst in Italien und dort nach A- und B-Ware sortiert. Die A-Ware ist für Osteuropa, die B-Ware für Afrika. Und dann geht es in riesigen Containern nach Mombasa.

Kenia ist eines der Hauptumschlagsländer, von hier geht die Ware, die nicht selbst im Land gebraucht wird, in viele andere afrikanische Länder weiter. Vieles landet aber natürlich auch auf dem Markt. Einer der größten befindet sich in Nairobi nahe den Slums. »Mitumba« heißen die Altkleider, auf Suaheli soviel wie »Stoffballen«. Und hier würde man nun das getupfte Sommerkleid wiederentdecken, das man irgendwo in Wien in einen Container geworfen hat. Und tatsächlich findet sich rasch eine Abnehmerin, denn es kostet nur wenige Keniaschillinge. Die Menge macht hier den Gewinn. (Übrigens ist der Sohn des ehemaligen Präsidenten Moi einer der ganz Großen in diesem Geschäft! Bankkonto in der Schweiz).

Aber es hilft doch auch den Menschen, denn die Ware ist ja so billig, oder? Laut kenianischer Presse mussten zuletzt 130 Textilbetriebe schließen. Der Import aus den reichen Ländern ist einfach eine zu große Konkurrenz. Andererseits ist natürlich auch rund um das Phänomen der importierten abgelegten Textilien eine neue Wirtschaftsblase entstanden, die heute schon vielen Tausend Menschen Jobs gibt. Schneiderinnen nähen eben nicht mehr neue Kleidung, sondern ändern das getupfte Sommerkleid aus



Wien für die Trägerin in Mombasa. Die Frage ist nur, ob eine Nation – und das gilt wohl für alle Nationen – auf Dauer überlebt, wenn sie sich, statt eine eigene Industrie und Produktion zu entwickeln, nur auf den Import von Billigware einlässt. Reiche Kenianer mischen inzwischen übrigens auf den Märkten auch mit, indem sie die um ein paar Euro gekaufte Markenjeans waschen und dann auf Ebay verkaufen, mit gutem Gewinn.

Warum wir trotzdem auch Kleidung sammeln und regelmäßig in Paketen hinunterschicken? Weil wir natürlich diese Kleider nicht verkaufen, sondern an unsere Familien verteilen, direkt, ohne Zwischenhändler. Und wenn wir in einem solchen Paket 60 gesammelte T-Shirts, Jeans, Sweatshirts, Kleider nach Kilifi schicken, dann sind viele Kinder wieder angezogen, das rechnet sich. Und sicher ist es für den Spender hier in Europa ein schönes Gefühl, das T-Shirt, das dem eigenen Kind nicht mehr passt, an einem Kind im fernen Kenia zu sehen, getragen ganz ehrfürchtig und mit strahlenden Augen.



Beruf - Palmweinverkäuferin

Wenn ich die Familiengeschichten neuer Kinder herein bekomme, taucht vor allem bei den Müttern immer wieder ein Satz auf: »Sie versucht, durch den Verkauf von Palmwein etwas Geld zu verdienen«.

Palmwein ist ein alkoholisches Getränk, das aus den Blütenständen der Kokospalmen hergestellt wird und vor allem an der Küste DAS Getränk der Armen ist. Will man sich um wenig Geld einen ordentlichen Rausch antrinken, der einen das Elend vergessen lässt, gibt es scheinbar nichts Besseres. Es gibt dieses Gesöff (anders kann man es nicht ausdrücken) natürlich auch industriell erzeugt und in Flaschen abgefüllt, ohne Verunreinigungen und mit einem festgesetzten Alkoholgehalt, auf den man sich verlassen kann. Wenn man aber unter Armen von Palmwein spricht, dann meint man den, den jede verzweifelte allein erziehende Mutter in ihrer Hütte selbst brennt, oft genug im Beisein ihrer Kinder, wobei die älteren Buben schon auch mal kosten.

Dieses Gebräu ist oft so stark verunreinigt, dass man ohne Übertreibung von Gift sprechen könnte. Daher trinkt man es auch quasi durch ein Sieb, indem man es durch einen kunstvoll geschnitzten Strohalm saugt, vor den man einen Lappen aus Baumwolle oder ein Stück Watte hält. Nicht umsonst heißt das im Volksmund »changa«, was soviel bedeutet wie »töte mich«. Oft genug muss man dann auch nicht lange darum bitten. Starker Palmwein heißt auch oft »tembo«- Elefant. Der Strohalm wird übrigens genauso wie der Becher einfach kurz ausgeschwemmt und dann dem nächsten Gast angeboten. Getrunken wird unter einer Palme, mitten auf der Straße, vor den Hütten. Manchmal entsteht aber auch richtiger Unternehmergeist, und man bastelt aus Brettern Sitzplätze und hat dann seine eigene kleine Bar.

Da wir gemeinsam mit den Lehrern der Meinung sind, dass eine solche Atmosphäre nicht gerade der beste Rahmen ist, um Kinder groß zu ziehen, haben wir nach Alternativen gesucht. Wären unsere Mütter bereit, ein anderes Geschäft zu eröffnen, wenn wir ihnen dabei helfen würden? Alle waren es, und daraus ist dann unser Projekt Mikrokredite entstanden.

Was viele nicht wissen ist, dass Kenia daneben eine hervorragende Biererzeugung hat. Das berühmte Tusker-Bier, ein Muss für jeden Touristen, hat bereits international viele Preise gewonnen. Gebraut wird



es in der Brauerei, die 1922 von den Brüdern Hurst gegründet wurde. Einer dieser Brüder wurde schon ein Jahr später von einem Elefanten niedergetrampelt, weshalb bis heute das Bild eines Elefanten das Etikett ziert. Für die Einheimischen ist dieses Bier allerdings zu teuer. Viele brauen sich ihres selbst aus Hirse und Bananen, das so genannte »pombe«. Dieser Begriff wird aber heute auch einfach für ein gezapftes Bier verwendet, im Gegensatz zu Flaschenbieren.

Überleben

Auch eine Frage, die mir ganz oft gestellt wird: »Ja, wovon leben die Leute denn eigentlich, wenn da bei einem Kind steht, die Eltern haben keine Arbeit?« - Nun, eines steht fest, Arbeitslosengeld gibt es keines.

In Kenia gibt es nahezu die gleichen Berufe wie bei uns, der Unterschied ist eher, dass sehr viele Menschen sehr gern selbständig wären, und zwar im Verkauf. Ein eigenes kleines Geschäft, ein kleiner Kiosk, das wäre für ganz viele der Traum schlechthin.

Daneben gibt es natürlich Anstellungen, allerdings anders als bei uns. Eine Sozialversicherung kennt man kaum (siehe auch das Kapitel »Krank sein in Kenia«), überhaupt gibt es nur ein einziges soziales Auffangnetz gegen die Stürme des Lebens - die Familie. Umgekehrt wird aber auch erwartet, wenn man einen guten Job hat, dass man dann alle anderen Familienmitglieder, die keinen haben, mit erhält.

Und die meisten Jobs in Kenias armer Bevölkerung sind zudem auf Tagelöhner Basis, das heißt, man arbeitet einen Tag oder auch mehrere, weiß aber nie, ob es morgen auch Arbeit gibt, und man wird auch tageweise oder bestenfalls wochenweise bezahlt. Die meisten dieser Jobs findet man auf Baustellen, und hier arbeiten sowohl Frauen als auch Männer sehr schwer. Steine schleppen, oft mit einem Kind auf dem Rücken, das ist keine Seltenheit. Der zweite große Arbeitgeber ist die Tourismusbranche, aber auch hier gilt, bleiben die Touristen aus oder kommen sie in der Regenzeit nicht, bleibt ein sehr kleines Stammpersonal übrig, alle anderen werden ohne Bezahlung und ohne jedes Einkommen heimgeschickt.

Eine wirkliche Zukunftsplanung ist dadurch natürlich nicht möglich. Auch Ferien oder andere bezahlten Urlaube gibt es natürlich nicht, man bekommt sein Geld für Arbeit und Anwesenheit, nicht dafür, dass man zuhause ist. Krankenstand? Unbekannt! Wer krank ist, hat kein Einkommen, so einfach und so brutal ist das Leben.

Um die Einkommen in einen Vergleich zu den Preisen zu stellen, finde ich besonders hilfreich eine Studie, wie viel Prozent des monatlichen Einkommens für die Grundbedürfnisse Essen und Trinken aufgewendet werden. In den Erste-Welt-Ländern, z. B. Europa, sind es zwischen 15 und 20%, dafür ist bei uns das



Wohnen sehr teuer, dazu kommen die unentbehrlichen elektronischen Geräte und das, was man so schön Kommunikation nennt. Auto, Kleidung und der kleine Luxus runden das Bild ab.

In Dritte-Welt-Ländern wie Kenia gehen 75% bis 80% des Einkommens für Essen und Wasser drauf, der Rest deckt höchstens die Miete eines bescheidenen Zimmers für die ganze Familie.

Und damit man sich etwas vorstellen kann, die meisten unserer Familien verdienen in etwa einen Euro pro Tag, also 30 Euro im Monat. Unsere Köchinnen bekommen 40 Euro im Monat, allerdings auch in den Ferienmonaten, unsere Lehrer zwischen 100 und 145 Euro, ebenfalls auch in den Ferien. Allerdings auch bei uns ohne Krankenversicherung oder Rentenanspruch. Für die Region sehr gute Löhne, höhere findet man nur in staatlichen Schulen, weil Lehrer staatlicher Schulen eine Sozialversicherung und eine spätere kleine Pension haben, genauso wie Regierungsangestellt und Polizei. Und in Nairobi ist das Ganze natürlich nochmals anders. Warum wir keine Sozialleistungen erbringen, liegt an der Struktur als gemeinnütziger Verein. Ich kann mich nicht in eine Zukunft verschulden und verpflichten, von der ich nicht weiß, wie sie sein wird. Das kann ein Staat sich erlauben, Versprechungen abzugeben, von denen er nicht weiß, ob wer sie einhalten kann, wir können es nicht. Denn damit würde in 20 Jahren eine Lawine an Zahlungen auf uns zukommen.

Und was macht man nun wirklich, wenn man alleinerziehend ist, keine Arbeit hat, aber seine Kinder ernähren muss?

Eine Möglichkeit ist, dass die Familie einen unterstützt, ein Euro für Maismehl von einem Cousin, der gerade mal kurzfristig Arbeit hat, oder von einem entfernten Onkel. Man bittet, pflückt irgendwo am Feld drei verschrumpelte Früchte und verkauft die an noch verzweifeltere Menschen in Kilifi Town, man sammelt Feuerholz, produziert auf eigenem Land Holzkohle, produziert Palmwein (siehe das Kapitel »Beruf Palmweinverkäuferin«), als Frau verkauft man auch sich selbst oder erklärt sich bereit, als Zweitfrau zu einem Mann zu ziehen, nur damit man etwas zum Essen hat. Oder man lässt die Kinder bei der Großmutter und versucht sein Glück in Mombasa oder Malindi, in einer der größeren Orte, in der

Hoffnung, so viel zu verdienen, dass man etwas heimschicken kann. Und vielfach verschuldet man sich auch, nicht bei einer Bank, sondern zum Beispiel beim eigenen Vermieter, dem Landlord.

Auch aus diesem Grund ist es so wichtig, dass wir nicht nur Geld hergeben, sondern Menschen in Arbeit bringen. Und so wie bei uns auch, macht längere Arbeitslosigkeit depressiv, lethargisch und ist nicht selten der erste Schritt zu Aggression und Alkoholkonsum.



Viel erreicht und noch ganz viel vor



In Österreich gibt es eine sehr bekannte Werbung für Schokokekse mit einem Slogan, der inzwischen auch im ganz normalen Alltag Einzug gehalten hat: »Wenn ich nur aufhören könnte«. Irgendwie denke ich mir das bei diesem Projekt auch manchmal. Peter fragt manchmal süffisant, wann ich in Kilifi mit der U-Bahn beginnen würde. Aber irgendwie ergibt eines das andere, und alles fügt sich wunderbar zusammen. Mit der Schule sind wir jetzt (2013) bei Klasse 6 angekommen, noch zwei Jahre also, dann werden unsere Kinder in die nächste Schulstufe wechseln. Anfangs war es hier mein Ziel, dass ein großer Prozentsatz von ihnen dann unter den besten Schulen des Landes auswählen können soll. Meine Vision war, »Ach, du kommst von der Vonwald-Schule? Da wissen wir, du bist gut, herzlich willkommen.«

Zugegeben, wenn ich mich mit der zweitbesten Lösung zufrieden geben würde, dann könnte dies immer noch ein lohnendes Ziel sein. Allerdings sind unsere Kinder heute schon in jeder Beziehung so gut, dass jede kenianische Schule in gewisser Weise ein Schritt zurück wäre. Vielleicht nicht in der reinen Wissensweitergabe, aber wir vermitteln so viele Dinge noch nebenher, es wäre einfach sehr, sehr schade, wenn dies dann in einer anderen Schule innerhalb von weiteren vier Jahren wieder verkümmern würde.

Also fingen einige meiner Mitarbeiter, allen voran Karani selbst, schon vor zwei Jahren damit an, immer öfter laut darüber nachzudenken, wie gut es doch wäre, selbst solch eine Secondary-Schule zu bauen. Als der Wunsch hier erstmals an mich herangetragen wurde, hab ich gelacht und alle gefragt, ob sie ein bisschen wahnsinnig seien. Damit war es für ein paar Monate vom Tisch. Aber ihr kennt die Hartnäckigkeit von Karani nicht, und er bekam immer mehr Unterstützung. Die Argumente, die mir vorgetragen wurden, und die ich ja auch selbst sehen konnte, waren schließlich so, dass ich dem Projekt »an sich« einmal zugestimmte. Wie gesagt, wir versuchen seit dem Bestehen der Schule, Leistung und Talente zu fördern. Inzwischen hatte ich Gelegenheit, viele Secondary-Schulen zu besuchen, zugegeben, alles keine »National« oder zumindest »Provincial«-Schulen, für die man ein überdurchschnittlich gutes Abschlusszeugnis benötigt. Diese Schulen wären für unsere Kinder ein Abstieg, so muss man es einfach sagen. Nun sind wir aber ziemlich überzeugt, dass unsere Kinder fast alle, wenn sie denn Secondary schaffen, auch in die besseren aufsteigen werden, nur – diese Schulen setzen auch ihre Preise so hoch an wie ihre Aufnahme-kriterien, ich würde dann pro Kind fast 4 Paten benötigen, um kostendeckend zu arbeiten.

Und alle diese Schulen bieten dann vielleicht eine gute Lernleistung, aber keineswegs den »Spirit«, den die Kinder bei uns kennenlernen. Also sagte ich zögerlich »Ja«, und schnitt mir damit gleich einmal ins eigene Fleisch, denn alle Mitarbeiter kennen inzwischen meine 72-Stunden-Regel. Seit ich hier bin, versuche ich immer allen klarzumachen, dass jede Idee, die man nicht innerhalb von 72 Stunden umzusetzen beginnt, nicht so wirklich in die Gänge kommt. Jedenfalls erfuhr ich nur wenige Tage später, man habe in meinem Namen ein Grundstück gekauft. Ein tolles, sehr großes Grundstück, zugegeben, allerdings eine halbe Stunde Autofahrt von Kilifi entfernt, kein Bus mal schnell vor der Tür. Auf mein Entsetzen hin wurde mir einfach mal so entgegengerufen, na, man würde sich dann eben eine Boarding vorstellen, also Internat. Und seither hatte ich schlaflose Nächte und Alpträume.

Unsere derzeitige Schule hat rund 350.000 Euro gekostet, das meiste davon kam von mir ganz persönlich. Nur, mir war klar, das will und kann ich nicht noch einmal aufbringen, und mit dieser Summe wäre es auch längst nicht getan, wir mussten mit dem doppelten Betrag rechnen. Das Teuerste daran, die Schlafsäle, natürlich schön getrennt für Buben und Mädchen. Für rund 120 Kinder!! Ich kann es ja jetzt ehrlich sagen, meine Verzweiflung stieg, ich wollte das einfach nicht.





Aufenthalt vor Ort Februar 2013. Bei einem meiner zahlreichen Gespräche mit unserem Baumeister George meinte dieser in einem Nebensatz, so ungefähr in drei Jahren sollten wir das Dach auf dem ersten Schulgebäude erneuern, das sei noch nicht das beschichtete Aluminium wie bei den anderen Gebäuden, das würde irgendwann rosten. Und bei der Gelegenheit fragte er mich so ganz frech heraus, warum ich nicht auf dieses »alte« Gebäude noch ein Stockwerk drauf setzen würde. Ja, geht das denn? Vom Fundament her? Klar, er habe sich das schon angeschaut, wüsste, wo man Stahlträger anbringen und das Fundament verstärken müsste, das sei überhaupt keine große Sache, und dann würde man halt zwei Außenstiegen anbringen. Und dann auf alles ein neues Dach. Meine Reaktion war: »Ja, ja, wenn ich mal keine anderen Sorgen habe.« Er zog ab, »Na gut, gesagt hab ich es dir – it is easy, really.«

Eine Woche später. Ich stehe mit Tsama, Nelly und Karani unter einem der Bäume im Schatten, und wir schauen auf das besagte Gebäude. Ich schildere, was George gesagt hat, und meine so leichthin: »Könnten wir nicht erst mal mit diesem Stockwerk anfangen und die ersten zwei Jahre die Secondary dort unterbringen? Wäre das rechtlich erlaubt?« Alle schauen mich an, schauen das Gebäude an, und ein breites Grinsen huscht über die Gesichter. »Das ist ja eine tolle Idee. Großartig, kein Problem.« Ich spinne meine Gedanken vorsichtig weiter, immer alle Reaktionen im Blick:

»George sagt, er würde dort oben leicht 6 Räume unterbringen. Für Secondary ist vorgeschrieben, ein Lab, also Chemieraum, ein Lernraum/Bibliothek, bleiben noch 4 Räume übrig. Da wir uns ja einig sind, dass wir aus beiden Klassenzügen der achten Klasse nur die besten maximal 30 übernehmen, die anderen auf – hoffentlich gute Provinzschulen schicken bzw. in eine Lehre – könnte man ja eigentlich alle 4 Secondaryklassen unterbringen, das Ganze als Tagesschule führen, die Kinder also um 16 Uhr nach Hause schicken, immerhin bauen wir ihnen ständig mit neuen Hütten und Social-Living-Häusern ein schöneres Zuhause. Notwendig dazu wäre, dass wir nicht nur, wie jetzt eh schon geplant, die Babyklassen auflassen, sondern für die nächsten 3 Jahre überhaupt nichts mehr von unten nachschieben, auf Dauer die Schule in einen Block Primary und einen Block Secondary umfunktionieren, und vorn neben der Tür würde sich später noch ein Gebäude für die Nursery-Klassen ausgehen.«



KILIFI V



ONWALD SCH



Ich warte gespannt – dann bricht Jubel aus. Toll! So machen wir es! Warum sind wir da nicht gleich drauf gekommen?

Wir werden mit einem Bruchteil der veranschlagten Kosten der Secondary jetzt ein Stockwerk dazu bauen (der Kostenvoranschlag sagt rund 100.000 Euro), alle Klassen ausschließlich nach oben wachsen lassen, und wenn das alles erledigt ist, den Platz beim Tor, wo jetzt die Schaukeln stehen, dazu nutzen, ein kleineres Gebäude mit drei Räumen für die drei neuen Nurseryklassen und einem Büro zu bauen. Simon, unser Tischler, sagt, er könne sogar den Spielplatz abtragen und dorthin versetzen. Und das für die Secondary vorgesehene Grundstück wird verkauft. Dann haben wir alles beisammen, die Infrastruktur ist ja da, und wir werden die Kinder zwar von erster Klasse Nursery bis 4. Klasse Secondary bei uns haben, trotzdem aber schön säuberlich auf drei Gebäude aufgeteilt.

Warum ich das erzähle? Weil ich damit auch Ihnen, den Lesern und Leserinnen zeigen möchte, dass wir nicht aufhören, dass es noch sehr viel zu tun gibt. Wenn man das Buch so in einem Stück liest – und mir geht es beim Schreiben ja selbst so – dann könnte man glauben, alles sei jetzt getan, keine Hilfe mehr notwendig. Doch wenn es weiter gehen soll, dann brauchen wir Hilfe. Und auf diese Hilfe hoffe ich.

Meine Vision ist es, gut ausgebildete Kinder ins Erwachsenenleben zu entlassen, die später Änderungen für ihr Land bewirken können, die von dem etwas abgeben werden, was sie selbst empfangen haben. Junge Menschen, die ihr eigenes Land stark machen, statt davon zu träumen, nach Europa zu flüchten. Denn mein fester Glaube ist, wenn wir es nicht alle miteinander schaffen, Verbesserungen innerhalb der Dritte-Welt-Länder zu bewirken, dann haben wir alle diese verzweifelte Menschen demnächst in unserem Schrebergarten, so hoch könnten wir die Mauer um Europa gar nicht ziehen. Elend in Afrika geht uns also sehr wohl etwas an.

Ich träume davon, dass jedes Kind in einem Bett schlafen darf, geschützt durch ein Moskitonetz. Ich möchte für alle Familien menschenwürdige Wohnverhältnisse, Wasser in unmittelbarer Nähe, Toiletten, Arbeit, Hoffnung. Und irgendwann dann möchte ich unter dem von mir persönlich gepflanzten Mango-baum auf dem Schulgelände sitzen und meinen Kindern beim Wachsen zuschauen.

Mungu akipenda!



Nachwort

Während der ganzen Zeit, da ich an diesem Buch geschrieben habe, stand halb Deutschland und Österreich unter Wasser, wieder einmal ein Jahrhunderthochwasser. Und die Welle der Hilfsbereitschaft war groß. Auch mir gingen die Bilder von Menschen, die alles verloren haben, sehr zu Herzen. Und unter diesen Eindrücken verstehe ich durchaus, wenn Menschen mich auch heute noch manchmal fragen, ob wir nicht hier bei uns auch genug Armut hätten, warum es denn das ferne Afrika sein muss. Selbst Tierschutz erscheint da vielen noch sinnvoller. Wir hatten heuer übrigens auch in Kenia schlimme Unwetter, viele der Lehmhütten hat es einfach weggeschwemmt, Menschen mit Kleinstkindern schlafen im Schlamm, Krankheiten und Ungeziefer breiten sich aus, es gab viele Tote, aber diese Bilder dringen gar nicht erst bis nach Europa.

Kann man Armut wirklich gegeneinander aufrechnen? Ist ein sterbendes Kind in Berlin mehr wert als eines in Kenia? Und für mich stellt sich auch immer wieder die Frage: Was ist bei uns wirklich Armut, was einfach nur mangelnder Wohlstand? Sprechen wir bei Flat Screen, Handy und Zigaretten von Armut oder von, »ich kann mir nicht alles leisten?«

Oft höre ich auch: »Die sind doch selbst schuld, sind faul, korrupt, können nicht mit Geld umgehen, und außerdem haben die viel zu viele Kinder.«

Vielleicht stimmt einiges davon, aber haben wir das nicht auch in Deutschland? Bei uns nennt man die Korruption Lobbyarbeit. Und über Faulheit zu sprechen ist einfach, wenn man nicht bei 40 Grad im Schatten arbeiten muss, keine Dusche hat, in einer Lehmhütte auf dem Boden schläft, kein Strom, kein Licht, kein Wasser, schon gar keinen Fernseher oder Internet.

Und die vielen Kinder? Was würden Sie tun, wenn es keine staatliche Rente geben würde und im Alter die einzige Alternative die wäre, von Ihren Kindern unterstützt zu werden oder zu sterben? Würden Sie nicht auch mehr als ein Kind bekommen? Noch dazu, wenn nicht sicher wäre, ob dieses eine Kind überlebt und später Arbeit findet? Wir sind oft sehr schnell mit unserem Urteil, zu schnell.



Außerdem muss es nicht »entweder – oder« heißen, es ginge auch ein »sowohl - als – auch«. Nachbarschaftshilfe direkt bei uns, das kann auch mal Babysitten sein oder die Pflege eines Familienangehörigen, Rasen mähen, Schnee schaufeln oder zusammenlegen und der Nachbarin die Heizkosten zahlen, damit sie es warm hat. Ich helfe auch in Österreich, nur nicht über große Organisationen, denn da bleibt mir zu viel im Maschendraht der Verwaltung hängen, aber ganz direkt, der Mutter eines behinderten Kindes zum Beispiel. Wenn jeder von uns sich etwas sucht, wo er gebraucht wird, dann würde unsere Welt anders aussehen, davon bin ich überzeugt. Helfen ist einfach, man muss es nur tun. Das soll das Credo dieses Buches sein.

Aber natürlich würde ich mir wünschen, dass ich vielleicht Menschen damit anspreche, sich uns anzuschließen, uns zu helfen. Mit Geld, mit Ideen, mit Mundpropaganda. Vielleicht gerade, weil wir klein sind. Ich würde mich sehr freuen, gerade SIE persönlich kennenzulernen.

»Gott will nicht, dass wir für die Armen beten, er will, dass wir ihnen helfen.«



Idee & Text: Gabriela Vonwald
2100 Korneuburg
Bisamberger Straße 1
www.vonwald.at

Grafik & Layout: Katrin Weber

Druck: Druckerei ???
Website

Harambee e.V. (ZVR 563316995)
Ziegelhofstr. 98, 1220 Wien
Email: office@harambee.at
www.harambee.at

Fotos: Gabriela Vonwald
Daniel Karani



1. Auflage: 1.000 Stück, Printed in Austria 2013

ISBN ????

Alle Rechte vorbehalten. Jede gewerbliche Nutzung von Texten und Bildern, auch auszugsweiser Nachdruck, bedarf der ausdrücklichen Genehmigung der Herausgeberin. Dieses gilt auch für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Speichern und Verarbeiten in elektronischen Systemen und Microverfilmen.

Fotos und/oder Illustrationen dieses Buches zu scannen, auf CDs oder in PCs zu speichern oder zu verändern, einzeln oder zusammen mit anderen Bildern zu manipulieren ist nicht gestattet. Ausgenommen mit schriftlicher Genehmigung der Herausgeberin. © Gabriela Vonwald

Lebe jeder so, daß er in der besseren Welt, die er erträumt, in Ehren seinen Platz hätte.

Karl Heinrich Waggerl

Helfen ist einfach, man muss es nur tun. Das Credo einer Frau, die vor nunmehr acht Jahren einfach begonnen hat, in einer der ärmsten Regionen Kenias eine Schule zu bauen, weitgehend mit eigenem Geld, daneben so etwas wie sozialen Wohnbau einzuführen, Mikrokredite zu vergeben, Wasser, Hütten, Betten, Moskitonetze. Heute besuchen die Vonwald-Schule fast 600 Kinder ab drei Jahren, erhalten zwei warme Mahlzeiten und eine Zukunft. Wie es dazu kam und was ein einzelner Mensch bewirken kann, das ist Inhalt dieses Buches. Daneben gibt es Geschichten darüber, wie die Menschen in Kenia leben, Geburt und Tod, Armut, Brautpreis und Verständigungsschwierigkeiten, alles wird in kleinen Geschichten erzählt.



Gabriela Vonwald, Jahrgang 1957, Mutter und Großmutter, seit 30 Jahren selbständig im Gesundheitsbereich tätig, eigene Schule und Lehrpraxis in Wien, zahlreiche Bücher und Artikel, Gründerin und Obfrau des Vereins Harambee.

ISBN ??????

